Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 20 | Gotha, 19. Oktober 1929 | 43. Jahrgang

Inhalt: Ein Wort vom Tode [Sp. 969] — Aus Georg Liebsters Nachlaß. 2. Der dritte Artikel [Sp. 970] — Die Neuheit des Evangeliums [Sp. 976] — Diskussion des Krieges. Zweites Stück [Sp. 984] — Die Bruderschaft der Vagabunden. Erste Hälfte [Sp. 990] — Das Geheimnis der Stunde [Sp. 996] — Gustav Adolf-Tage in Breslau [Sp. 998] — Tagung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes [Sp. 1003] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart: Marburg in schweizerischer Beleuchtung [Sp. 1008] — Kolonien? Weltjugendtag auf der Freusburg [Sp. 1010] — Bücher und Schriften: Schicksal und Anteil (Spiero); Der Gaukler (Supper) [Sp. 1012] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1013] — Verschiedenes: Von den britischen Ministern; Kleine Mitteilungen [Sp. 1014] — Versammlungskalender

Ein Wort vom Tode

Sei getreu bis an den Tod . . . Offenb. 2, 18

Ein Wort nur vom Tode. Man kann über den Tod sehr viele Worte sagen. Er ist ein unerschöpfliches Thema.

Dies eine Wort sage ich gern heute, wo noch nicht der Totengedenktag ist. Denn da möchte es niemand hören. Aber wenn ich hineinhorche in die heutige Theologie und Predigt, kommt mir oft der Gedanke: Ihr macht zu viel aus dem Tode.

Ich gehe zu Jesus und höre wenig vom Tode. War es wirklich sein Anliegen, den Menschen aus der Todesnot zu befreien? Er hat es ja getan, und tut es heute. Aber es ist wie eine Wirkung zweiten Ranges, eine weitere Auswirkung seines Wirkens, nicht das ihm vornehmlich am Herzen Liegende. Er kümmert sich nicht viel um den Tod. Wenn er das Töchterlein des Jairus, den Jüngling zu Nain aufweckt: kämpft er mit dem Tode? Wenn er sonst Menschen heilt, lesen wir, daß er die Dämonen „bedräuet". Bedräuet er auch je den Tod? Ich lese nichts davon. — Bei Paulus wird das anders, ganz anders.

Und ich leugne ja nicht, daß der Tod „der letzte Feind" ist, mit dem wir es auf Erden zu tun haben. Und das Menschengeschlecht, dem Paulus das Evangelium brachte, litt furchtbar unter dem Tode. So baute sich ihm auf der Tatsache der Vergänglichkeit das ganze Verständnis der Erlösung, das ganze Christentum auf.

Empfinden wir auch so? Ist nicht schon seit Jahrhunderten, seit das Evangelium in eine ganz andre Menschenwelt eintrat, dem Tode von seiner Zwangsherrschaft über die Gemüter viel genommen? Wir reden nicht vom Leichtsinn. Den hat es immer gegeben. Wir reden von solchen, die das Leben ernst nehmen. Wir reden von uns selbst. Ist denn nun wirklich dieses unser Leben etwas gar so Wertvolles? Für uns? Wenn dies Leben kein Ende hätte, wäre das nicht schrecklich? Oder für Andre? Niemand ist unersetzlich. Gewiß, die Trennung von lieben, werten Weggenossen! „Es ist bestimmt in Gottes Rat" — sentimental schelten manche dies Lied, ich nicht. Aber diese Trennung ist eine Sache für sich, eine von vielen Arten der Trennung! Wir reden vom Tode. Und wir finden ihn natürlich. „Der Tod ist der Sünde Sold": ach wie oft spüren wir die Wahrheit. Wir hören das Seufzen der Kreatur. Aber mit der Kreatur teilen wir das Los, und es ist uns doch wiederum wie ein Stück Natur, darin wir unsers Daseins Geschick vollenden. Wir werden versammelt zu unsern Vätern — ja wollen wir es denn anders haben?

Und damit sprechen wir freilich nicht dem Memento mori seinen tiefen Ernst ab. Aber die Weisheit, die wir daraus entnehmen, ist ganz einfach: „Sei getreu bis an den Tod." R

Aus Georg Liebsters Nachlaß

Vom innern Aufbau des christlichen Glaubens

Der dritte Artikel

Für die meisten Christen unserer Zeit bleibt der heilige Geist etwas Unverstandenes; er wird in Lehre und Lehrbüchern mitgeschleppt, aber ohne daß man sich darunter etwas denkt, vor allem nichts, das sich Kindern und einfachen Leuten begreiflich machen läßt. Manchem Pastor und manchem Lehrer wird der dritte Artikel eine peinliche Last, die sie gern mit wenigen Worten abtun. Auch die Gemeinde weiß mit dem heiligen Geist nichts anzufangen, obwohl eines der drei großen Feste im Kirchenjahr, das Pfingstfest, an die Ausgießung des heiligen Geistes erinnert. Selten geschieht in der religiösen Aussprache des Geistes Erwähnung. Man leugnet ihn nicht — dazu haben die frommen Leute zuviel Ehrfurcht vor der Überlieferung — aber sie verstehen nicht, diesem Stücke der Lehre viel für das praktische Christenleben zu entnehmen.

Daß der heilige Geist das Stiefkind der Predigt und des Unterrichts ist und beinahe als Fremdkörper empfunden wird, hat wohl seinen tiefsten Grund in der eigentümlichen Seelenverfassung des modernen Menschen, der alles Seelische für sein allerprivatestes Eigentum hält und sich als Einzelseele andern Seelen gegenüber scharf getrennt weiß. Jeder eine Welt für sich, Jeder seines Glückes Schmied, Jeder verantwortlich für sein Tun und Lassen, Jeder frei und selbstverständlich in der Bestimmung seines Willens. Wohl besteht zwischen den Seelen Verkehr und Austausch, aber der berührt nach weitverbreiteter Ansicht nicht den Kern und das Wesen der Einzelseele, des Individuums!

In einem derartigen Individualismus hat der heilige Geist keinen Platz, weil er nach der biblischen Überlieferung etwas ist, das zwischen und über den Einzelnen besteht, etwas, das als gemeinsamer Besitz und Inhalt aller Christen sie innigst verbindet, zusammenfügt. Gott kann der moderne Mensch sich vorstellen, nämlich als große Einzelseele, die wie ein König über Alle die Herrschaft führt. Zwar ist er nicht der allwirksame Gott, denn über das Innenleben des Einzelnen zu schalten hat er kein Recht und keine Macht, dieses Gebiet ist dem Individuum unbedingt vorbehalten, in und für sich ist jeder Einzelne selber Gott — aber Gott wird doch als Gebieter über die Welt anerkannt, vor ihm beugt man sich. Der Individualismus schließt ebensowenig den Glauben an einen gottmenschlichen Christus aus, der als hervorragender Einzelmensch sich als bester Führer der Menschheit eignet — aber der heilige Geist, also ein Wesen, in dem Mensch und Gott innerlich ein und dasselbe werden soll, verträgt sich nicht mit der Selbstherrlichkeit des Einzelnen. Der Glaube an den heiligen Geist käme der Selbstaufgabe der

Einzelpersönlichkeit gleich und wird infolgedessen stillschweigend abgelehnt.

Die ersten Christen waren anders. Sie verschanzten sich nicht jeder in der Burg seines Inneren, sondern waren ein Herz und eine Seele, und in Augenblicken, wo sie ganz ihr Selbst in der Gemeinschaft mit den Anderen hingaben, vernahmen sie das heilige Rauschen, wurden voll des heiligen Geistes. Luther war auch anders, er leugnete schlechtweg, daß wir aus eigner Kraft und Vernunft an Jesus Christus glauben können, und führte das Heil einzig auf den heiligen Geist zurück. In der heutigen Seelenverfassung liegt der eigentliche Grund der vorhin erwähnten religiösen Not und Hilflosigkeit. In ihr kann überhaupt keine Glaubensgewißheit zustande kommen; wir gehen rettungslos dem völligen Verfall des Christentums entgegen, wenn kein Umschwung eintritt und die Menschen nicht aufhören, sich selber als Ganzes, Abgeschlossenes, als Gott im Kleinen zu betrachten.

Der Individualismus kam vor etwa 200 Jahren über die Kulturmenschheit wie ein Verhängnis. Man darf nicht sagen, daß er verschuldet sei; er gehört zu den Notwendigkeiten in der geistigen Entwicklung der Völker und hat seine Zeit. Wenn die abgelaufen ist, kann auch für das religiöse Leben eine bessere Zeit angehen. Wir hoffen auf eine seelische Wandlung und begrüßen manche Erscheinungen des politischen, sozialen, künstlerischen Lebens unserer Tage als frohe Anzeichen einer künftigen Gemeinschaftskultur im Gegensatz zu der trostlosen Vereinzelung der Menschen, in der sie notwendig am Glauben Einbuße erleiden.

Wir dürfen scheinbar uns nicht auf Luther berufen, wenn wir in der Glaubenslehre den psychologischen Prozeß der Vergewisserung verfolgen, weil er die Reihenfolge der drei Artikel des Apostolischen Bekenntnisses im Katechismus beibehält. Aber es wurde vorhin schon angedeutet, daß er vom heiligen Geist aus zu Christus kommen will, also den dritten Artikel für den zweiten eigentlich voraussetzt. Er befindet sich hier in bewußter Übereinstimmung mit dem Spruch 1. Kor. 12, 3: „Niemand kann Jesus einen Herren heißen, ohne durch den heiligen Geist." Um es gleich hier zu erwähnen, beim ersten Artikel setzt er ganz ähnlich den zweiten voraus. Zwar sagt er es in der Erklärung nicht ausdrücklich; aber die kindliche Art, mit der er den Gottesglauben bekennt, ist erst die Folge der durch Christus erlangten Gotteskindschaft. Luther hat unser Problem nicht wissenschaftlich erfaßt — dazu fehlte für ihn die Nötigung — aber mit der ihm eigenen unvergleichlichen Treffsicherheit hat er den Weg angedeutet, auf dem wir uns zurechtfinden können.

Um allen Mißdeutungen zu entgehen, sei darauf hingewiesen, daß es sich um den Weg der religiösen Erkenntnis handelt, wenn wir vom Geistglauben ausgehend zum Christus- und Vaterglauben aufsteigen wollen. Dieser Weg ist dem Weg der Offenbarung direkt entgegen, oder er ist derselbe Weg, aber von der anderen Seite her begangen. Gott fängt damit an, seine väterliche Liebe in der Schöpfung kund zu tun, läßt die abgefallene Menschheit erlösen und ihr endlich das Heil durch das Pfand des Geistes vergewissern; aber der Mensch, von seinem Erdenstandpunkt aus, kann nur in umgekehrter Richtung vorwärts kommen. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß, wer den Glauben lehrt, von unten nach oben führen muß, also den Ausgang nehmen muß bei dem in uns vorhandenen Göttlichen, beim heiligen Geist. Alle weitere Gotteserkenntnis muß hier angeknüpft werden.

Das zunächst Erforderliche ist, den heiligen Geist als Tatsache unseres inneren Lebens festzustellen, und ihn von dem nichtheiligen Geist als etwas Besonderes zu unterscheiden.

Jeder Mensch hält sich selber für etwas, das sich trotz aller wechselnden Zustände gleich bleibt, und bezeichnet es mit dem Worte Ich. Der Greis meint dasselbe Wesen zu sein wie das Kind, als das er einst geboren ward, trotzdem man weder äußerlich noch innerlich Eins im Andern wiedererkennen würde. Die Gelehrten der Seelenkunde, die Psychologen, sagen allerdings, daß sich ein bleibender Gegenstand, gewissermaßen ein Seelenkern nicht nachweisen läßt, sondern nur eine fortdauernde Betätigung, die sich in immer wechselnden Willensregungen, Gefühlen, Vorstellungen vollzieht. Der Gesamtverlauf dieser Betätigung wird unter dem Begriff Ich erfaßt.

Nun aber verläuft die Betätigung nicht allenthalben sinnlos und zufällig, sondern auf Ziele hin. Es bilden sich Richtungen, Tendenzen der Ich-Betätigung. Aber — und das ist im höchsten Grad bemerkenswert — diese Richtungen widerstreiten sich oft, suchen eine die andere zu widerlegen, aufzuheben, und bei jeder handelt doch das Ich, das also in solchen Kämpfen sich nicht mehr als einheitliche Größe, sondern zerrissen und zerspalten vorkommt. Mag der Verstand sich noch so sehr gegen die Annahme von zwei oder mehreren Ichen in einem Menschen sträuben, Tatsache ist doch, daß die Betätigung, also das Ich, oft zwiespältig ist. Man nennt solche Fälle, in denen das Ich sich selber bekämpft, innerseelische Konflikte.

Es kann sich bei ihnen um äußerliche Dinge drehen, etwa darum, welche Einladung ich annehmen soll von zweien, die für ein und dieselbe Zeit an mich ergangen sind. Auch in dergleichen nebensächlichen Angelegenheiten wird, wenn die Richtungen mit annähernd gleicher Kraft aufeinander stoßen, die Seele zu einem Kampfplatz, auf dem zwei Ich miteinander ringen und sich schweres Unbehagen eintragen. Bekanntlich ist Mancher an inneren Konflikten zu Grunde gegangen.

Der Konflikt erhält eine besondere Note, wenn die streitenden Richtungen gewissermaßen mit positivem und negativem Vorzeichen versehen aufeinander stoßen, wenn es um Gut und Bös geht. Mit der guten Tendenz will das Leben sich aufbauen, mit der bösen sich zerstören. Hier gehts um Sein und Nichtsein, unser Schicksal hängt von dieser Entscheidung ab. Es läßt sich verstehen, daß in der Aufregung des Für und Wider die Parteien ein mythologisches Aussehen annehmen, und die Seele fühlt, wie dämonische Mächte um ihren Besitz streiten. Das auch der Welt des Aberglaubens entlehnte Bild des „Geistes" wird, um das innere Erlebnis anschaulich zu machen, eingeführt und vom guten und bösen Geist gesprochen, in denen sich das Ich selbst gegenübersteht.

Der gute Geist ist noch nicht das, was Luther und die Bibel den heiligen Geist nennen. Ihn finden wir erst, wenn wir auf eine weitere Art innerseelischer Konflikte achten. Die Frage von Gut und Bös betrifft nur das irdische Leben, aber der letzte Kampf wird darüber ausgefochten, ob das Leben eine Richtung über Erde, Natur, Zeit hinaus nimmt oder nicht. Der natürliche Geist will hier das Leben gut und schön einrichten, der übernatürliche „hebt gewaltsam uns vom Wust zu den Gefilden hoher Ahnen" (Goethe, Faust). Es protestiert etwas gegen die Endlichkeit und will nicht in irdischen Zielen, und wären sie noch so hoch und rein, aufgehen, sondern findet Befriedigung erst in der Einstellung auf ein Jenseits, ähnlich der Magnetnadel, die erst zur Ruhe kommt, wenn sie die Richtung auf den Pol zu genommen hat. Dieses ewige, aufs Jenseits gerichtete Ich, seine Betätigung auf das Übernatürliche, Ewige hin dürfen wir heiligen Geist nennen, denn das Wort „heilig" fällt nicht zusammen mit „gut" im moralischen Sinn, sondern schließt das „ganz Andere" ein, das nur im Unterschied und Gegensatz zur Unvollkommenheit irdischen Wesens begriffen werden kann.

Ist diese Tatsache brauchbar als Ausgangspunkt für den psychologischen Prozeß der Vergewisserung? Frank versucht es, allerdings so, daß er den aufs Jenseits ge-

richteten Geist nicht scharf von dem aufs Gute gerichteten trennt. Die christliche Erfahrung der Wiedergeburt und Bekehrung soll nach ihm der Ankergrund der Gewißheit sein. So dankbar wir diesem Gelehrten dafür sind, daß er Klärung in die Frage, wie christliche Gewißheit entsteht, gebracht hat, ist es uns nicht möglich, ihm hier zu folgen. Es handelt sich im Glauben um jenseitige Erkenntnisse, zu denen uns nur ein aufs Jenseits gerichteter Geist hinleiten kann. Daß eben dieser Geist oftmals sich mit dem moralisch guten Geist verbindet, hat für die Erkenntnis nichts zu bedeuten. Es kommt alles darauf an, den heiligen Geist ganz unvermischt mit Irdischem zu erfassen, also in seiner reinen Richtung auf das Jenseits.

Und dennoch, dieser unzweifelhaft wirkliche, durch innerseelische Konflikte festgestellte heilige Geist genügt für unseren Zweck nicht. Seine Erscheinung ist zu flüchtig. Zu Zeiten fühlen wir seinen Zug kräftig, dann wieder scheint jede Spur von ihm ausgelöscht, und das Ich denkt und tut nichts anderes als Weltliches. Ein derart schwankender Boden ist ein schlechter Baugrund für Gewißheit, und der gegen die moderne Theologie erhobene Vorwurf, sie wäre zu subjektiv und ließe objektiv feste Tatsachen vermissen, ist nicht ganz unberechtigt. Wir möchten uns nach etwas Besserem umsehen.

Dazu gesellt sich ein zweites Bedenken. Die soziologische Forschung, die die gegenseitigen Beziehungen der Menschen klarlegt, hat mit Recht in Zweifel gezogen und zum Teil geleugnet, daß der Einzelne Ursprünglichkeit besitze. Wundt behauptet, daß von Anfang an der Einzelne in weit höherem Maße durch die Gemeinschaft, als diese durch den Einzelnen bestimmt werde. Die höhere Realität sei bei der Gemeinschaft. Die Theologen sollten solche Erkenntnisse nicht einfach abweisen, wie das häufig geschieht, sondern aus Büchern, wie Ferdinand Tönnies „Gemeinschaft und Gesellschaft" lernen, wie viel gerade für die Religionswissenschaft aus der soziologischen Betrachtung herausspringt. In der Gemeinschaft der Menschen haben wir zum mindesten eine zweite Quelle ursprünglicher Religion, vielleicht sogar die einzige, d. h. die, aus der die religiöse Einzelpersönlichkeit erst den heiligen Geist empfängt.

Die pneumatozentrische Lehrmethode muß demnach einen anderen Ausgangspunkt wählen. Nicht der Befund des heiligen Geistes im Einzelnen, sondern in der menschlichen Gemeinschaft kann wirkliche Erkenntnis gewährleisten, weil erst hier die eigentliche Brunnenstube der Religion erschlossen ist. Frank selbst unterscheidet individuelle und generelle Vergewisserung und weist diese, also auf Gemeinschaftsgrundlage erwachsene, auf natürlichem Gebiete nach, unterläßt aber merkwürdiger Weise ihre Anwendung auf dem des Glaubens. Er war zu sehr Individualist, als daß er in die gemeinschaftlichen, kollektiven Grundlagen des heiligen Geistes vordringen konnte.

Wo sich Menschen zusammengelebt haben, zeigt ihre Vereinigung einen „Geist". Der Lehrer, der verschiedene Klassen unterrichtet, weiß, daß jede ihren ganz besonderen Geist hat. Eben dieselbe Beobachtung macht man bei Vergleichung verschiedener Vereine, Parteien, Ortschaften, Völker usw. Das ist nicht der Geist eines Einzelnen, der sich Vielen mitgeteilt hat, er ist etwas zwischen, über, in allen Schwebendes, er ist Gemeingeist. Der Einzelne nimmt ihn an in dem Maße, als er in die Gemeinschaft eingeht, und fühlt sich tausendfach durch ihn beeinflußt und bestimmt. Wundt macht auf eine Analogie, ein entsprechendes Verhältnis, aufmerksam. Der tierische und menschliche Körper besteht aus einer Unzahl lebendiger Zellen, die organisch zusammenwirken und dadurch das Leben und Bewußtsein des einzelnen Tieres oder Menschen begründen, und erst wenn dieser Organismus, der Zellenstaat, zerfällt, stirbt auch das Bewußtsein ab. Derselbe Vorgang wiederholt sich auf höherer Stufe, wo nicht körperliche Zellen, sondern lebendige Individuen sich untereinander zu irgend einer Gruppe oder dergleichen organisieren. Dann entsteht ein Leben durch und in den Gliedern, ein geistiger Organismus der Glieder, mit Gemeinschaftsbewußtsein derselben oder Gemeingeist.

Was uns nun für unseren Zweck besonders interessiert, ist die Tatsache, daß es Menschengemeinschaften gibt, deren Gemeingeist speziell auf das Jenseits gerichtet, also religiös ist. Wer von einer solchen Gemeinschaft eingenommen, einorganisiert wird, wird von ihr mit den religiösen Vorstellungen, Gefühlen, Wollungen erfüllt, die ihr eigen sind. Jeder mag an sich und Anderen beobachten, wie der religiöse Seeleninhalt bewußt oder unbewußt von Gemeinschaften her auf den Einzelnen einströmt. Der aufmerksame Selbstbeobachter kann von den meisten derartigen Regungen den Ursprung angeben und weiß aus der Geschichte seines Lebens die Berührung von Gemeinschaften zu nennen, denen er solches Gut verdankt.

Den deutlichsten Begriff verschafft sich, wer einen Gottesdienst ohne Voreingenommenheit und Gleichgültigkeit erlebt, wie Orgel und Glocken, Gebäude und Besucher, Lied, Wort und Alles, was er sieht und hört, ihn „auf ganz andere Gedanken bringt". Er fühlt den religiösen Gemeingeist, ist selbst Glied an einem Körper geworden, dessen eigentümliches Leben auf das Jenseits gerichtet ist.

Den Gemeingeist religiöser Körperschaften dürfen wir demnach mit dem auf eine Stufe stellen, was wir bei den innerseelischen Konflikten als „heiligen Geist" kennen lernten, ja wir wagen den Schluß, daß beide ein und dasselbe sind, daß wir also den heiligen Geist von religiösen Gemeinschaften her empfingen.

Nicht zufällig stehen im dritten Artikel neben den Worten: „Ich glaube an den heilgen Geist" die andern: „eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen". Die alten Christen wußten viel besser als wir, daß die Begriffe zusammengehören, weil sie alles Geistliche im engsten Zusammenhange mit der Gemeinde erlebten, und noch Luther hat in der Erklärung „die ganze Christenheit auf Erden" als Wirkungsstätte des heiligen Geistes geschildert. Wir aber können uns unter ihm nichts mehr vorstellen, weil wir „Persönlichkeiten" geworden sind, die sich zu gut dünken „in der Herde mitzulaufen" und infolgedessen nichts vom Pfingstgeist spüren, sondern jämmerlich verarmen.

Für die Entstehung der Glaubensgewißheit haben wir im religiösen Gemeingeist der Christenheit eine ganz andere Unterlage gewonnen, als es der heilige Geist innerhalb der Seele war. Hier stehen wir nicht auf schwankendem Boden, sondern auf einer Dauergröße. Wohl bemerken wir auch hier wechselnde Stärke, und allerhand Beiwerk verbindet sich mit ihm auf Zeiten, um später zu verschwinden. In einer Zeit bekommt er einen heroischen, in einer anderen einen sentimentalen Charakter, aber er ist doch in irgend einer Form immer vorhanden, während die Einzelseele mit ihrem religiösen Inhalt kommt und geht. Also das gewünschte Feste, Objektive ist gefunden, und es ist als Großtat zu preisen, wenn Schleiermacher es als Erster unternahm, die gesamte christliche Lehre aus dem Bewußtsein der frommen Gemeinde zu entwickeln. Er wußte noch nichts von der Soziologie des 19. Jahrhunderts, aber Eins kam ihm bei seinem Lebenswerke zustatten, daß er aus der lebendigen Herrnhuter Gemeinde stammte. Gewiß hat er sich unter heftigen Kämpfen äußerlich von ihr losgemacht und ist in die weite, große Gemeinschaft der evangelischen Christenheit eingetreten, aber die Brüdergemeine hat als unverlierbaren Besitz ihm die Anschauung davon mitgegeben, wie christlicher Gemeingeist Gotteserkenntnis schafft.

Nun beginnt aber für uns erst die eigentliche Schwierigkeit. Wir sprachen vorhin von dem übernatürlichen

Geist in uns, der gegen den natürlichen in Konflikt gerät. Aber er ist gar nicht übernatürlich, sondern strebt nur über die Natur und das natürliche Wesen hinaus. Der von uns festgestellte sogenannte heilige Geist ist selbst ein Stück Natur, denn er gehört zu den erfahrbaren Dingen dieser Erde. Zwar sieht man ihn nicht mit Augen, hört ihn nicht mit Ohren, aber der Fromme kann genau die Zeit angeben, wenn er dem Jenseits zugekehrt wird, und wenn dieser Zug nachläßt. Wachsende und abnehmende Stärke mußten wir auch am religiösen Gemeingeist wahrnehmen, und die bloße Tatsache, daß er mit Gegenströmungen kämpfen muß und keineswegs immer als Sieger hervorgeht, läßt deutlich erkennen, daß der religiöse Gemeingeist nicht das ist, was wir im dritten Artikel als heiligen Geist bekennen.

Luther hat mit Nachdruck darauf hingewiesen: Was ich sehe, kann ich nicht glauben; die sichtbare Kirche kann nicht die wahre Kirche sein, an die ich nur glaube — und wir erweitern das dahin: Der heilige Geist, den ich deutlich fühle in meiner Stimmung, meinen Hoffnungen, Strebungen usw., ist unterschieden von dem des Bekenntnisses. Dieser, weil ich an ihn glaube, meine ganze Zuversicht auf ihn setze, ist in jeder Hinsicht vollkommen, allmächtig, allwissend, ewig, ist Gott. Um mit gelehrten Fremdworten den Unterschied zu kennzeichnen: der erfahrene Heilige Geist ist relativ, der geglaubte absolut.

Besteht zwischen beiden eine Erkenntnisbrücke? Wir geraten mit dieser Frage in die Werkstatt der neueren Philosophie und müssen auf die Schriften ihrer großen Denker verweisen, wer sich eingehend über den Denkprozeß, der hier vorgeht, unterrichten will. Wir versuchen nur, mit wenigen Strichen nachzuzeichnen, wie der schon genannte Wilhelm Wundt in seinem „System der Philosophie" die Erkenntnisbrücke vom Diesseits zum Jenseits schlägt.

Die Menschen verknüpfen ihre Gedanken nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung, wobei sie wie auf einer Leiter steigend die letzte Ursache suchen. Die Ursachen liegen zunächst auf dem Gebiet der erfahrbaren Dinge, aber bald gelangt man durch den Rückgang auf die zurückliegenden Ursachen an die Grenze der Erfahrung und müßte eigentlich zu fragen aufhören. Aber das menschliche Denkvermögen ist so eingerichtet, daß es diese Grenze nicht einhalten kann, sondern in der eingeschlagenen Linie fortfährt nach der Ursache zu fragen und endlich die letzte Ursache findet. Durch solchen Rückgang, lateinisch regressus, gelangt man zu den Ideen, während innerhalb der Erfahrungsgrenzen nur in Begriffen gedacht werden kann.

Wir lassen beiseite, welche verschiedene Ideen Wundt durch den regressus findet, um zur letzten allesumfassenden Gottesidee zu gelangen, aber wenden den regressus auf unser Gebiet an und gehen nach der letzten Ursache fragend vom Begriff des religiösen Gemeingeistes zur Idee des göttlichen Geistes zurück. Wundt wehrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß er damit wieder einen Gottesbeweis versuche. Davon ist er weit entfernt; er zeigt aber, wie der Mensch mit innerer Notwendigkeit zur Erkenntnis der Ideen gelangt, und diese Erkenntnis jenseits der Erfahrungsgrenze ist nicht mehr Verstandes-, sondern Vernunfterkenntnis.

Eine gewisse Fortsetzung und Ergänzung erfährt diese Philosophie durch Georg Simmel, der den Lebensbegriff erfassen will und feststellt, daß das Leben in seinem Drang nach vorwärts Mehr-als-Leben sein will. Er spricht von der Wendung zur Idee, unter anderen auch zur religiösen Idee, die ungefähr dem entsprechen wird, was wir unter Gott verstehen, als dem, das über uns schwebt, wenn wir im religiösen Geiste leben.

Nun darf aber das Mißverständnis nicht aufkommen, als hätten wir aus der Philosophie Glaubenserkenntnis geholt. Das ist nicht geschehen. Deren einzige Quelle ist und bleibt die religiöse Gemeinschaft und ihr Gemeingeist oder das fromme Gemeindebewußtsein; aber die Philosophie hat uns die Denkformen geliefert und die Gedankenzusammenhänge aufgewiesen, durch die wir das Werden der Glaubenserkenntnis einblicken konnten. Der fromme Christ braucht, wenn er seines Gottes gewiß werden will, keine Philosophie; es genügt, daß ihn der erfahrbare heilige Geist erfüllt. Aber wer den Weg der Erkenntnis geht, möchte versuchen, auch was unbewußt im Erkennenden vorgeht, aufzuhellen. Dazu dient die Philosophie.

Thekla Georg Liebster †

Die Neuheit des Evangeliums

„Markion ist schon einmal in der alten Kirche der Mann des Schicksals gewesen. Ist er oder ist seine Partei, wie ich glaube, der Urheber des Markusevangeliums, dann kann er noch einmal der Mann des Schicksals für das Christentum der Gegenwart werden." Raschke, Die Werkstatt des Markusevangelisten. 1924. S. 43.

1

Professor Adolf von Harnack kehrt immer wieder zu Marcion mit seinen Studien zurück. Zu dem Manne, der im Christentum als Erster am kraftvollsten und am einseitigsten die Neuheit des Evangeliums hervorgehoben hat. Dies unterstrich er schon in seiner Dogmengeschichte (Lehrbuch der Dogmengeschichte. 4. Aufl., Band I, S. 292 bis 309), dies betont er in seiner Monographie vom großen Pontiker, und nun begründet er diese Seite der Lehre Marcions in ihm wünschenswerterer Ausführlichkeit auch in der CW 1929 Nr. 8.

Wie er sie aufwirft und behandelt, ist die Frage nur eine Teilfrage. Wie faßt Marcion die Neuheit des Christentums auf? Aber auch aus diesem sehr eingeschränkten Gesichtspunkte ergeben sich große Perspektiven, so daß er aus diesem Anlaß die Frage „an unsere Systematiker" richtet, ob sie recht daran tun, nicht nur den Schöpfer- und Erlösergott gegen Marcion in Einklang zu setzen, sondern auch seinen eindeutigen Gottesbegriff „Gott ist die Liebe" aufs neue zu belasten?

Ist es angezeigt, ist es notwendig, aus den Zwangs- und Strafvorstellungen des Sünders Lehren wie die von einer Doppelheit in Gott und vom Zorne Gottes hervorzuheben und in die Dogmatik einzustellen? Ist nicht viel mehr Marcion im Rechte, wenn er in Gott, dem Vater Jesu Christi, ausschließlich den Gott der Barmherzigkeit und alles Trostes sah und eben hierin die Neuheit des Evangeliums ausschließlich erblickte? Der geringste Diener Jesu Christi, der ausschließlich die Vaterschaft Gottes und die Vergebung der Sünden predigt, setzt mit dieser Predigt die evangelische Botschaft fort, während der Theologe mit seinem belasteten, komplizierten und ausgeklügeltem Gottesbegriff, mag er auch Paulus, Luther und Calvin zu Zeugen anrufen, in schwerster Gefahr steht, das Evangelium zu verdunkeln und zu schwächen.

So auf Spalte 369—370 der CW d. J.

Daraus ist Zweierlei zu entnehmen.

1. Adolf von Harnack legt soviel Gewicht auf die Lehre von der Neuheit des Evangeliums bei Marcion, daß er diese zur Korrektur der heutigen theologischen Gotteslehre anwenden möchte.

2. Er scheint die marcionitische Lehre vom guten Gott sogar über diejenige zu stellen, zu deren Stützen Paulus, Luther und Calvin gemacht worden sind und die „in schwerster Gefahr steht, das Evangelium zu verdunkeln und zu schwächen".

Mit diesen Behauptungen übertritt er die Rahmen einer geschichtlichen Monographie. Denn er bleibt nicht zwischen den Grenzen der geschichtlichen Feststellung und Aufklärung, sondern will auch auf die gegenwärtige Gotteserkenntnis wirken. Mit vollem Rechte. Denn der christlich-theologische Gottesbegriff verlangt ja aus dem Gesichtspunkte des Evangeliums eine Unmenge von Korrekturen.

Nur ist das die Frage, ob diese aus einem solchen Anlaß und auf einer so schmalen Basis gemacht werden soll,

wie eine Untersuchung über die „Neuheit des Evangeliums nach Marcion" ist? Ob sich da nicht viel besser lohnen möchte, die Frage einmal in ihrem ganzen Umfange aufzurollen? Also: nicht nur nach Marcion, sondern wie steht es um die Neuheit des Evangeliums überhaupt? Und was da aus den Erkenntnissen für eine am Evangelium orientierte Theologie gefolgert werden könnte?

2

Wie steht es um die Neuheit des Evangeliums?

Da sind Marcion und die Harnackschen Untersuchungen zu seiner Lehre von ungeheurer Wichtigkeit. Denn da wird es in geschichtlich monumentaler Form klar und unmißverständlich ausgeprägt, daß das Evangelium etwas völlig Neues, etwas Noch-nie-dagewesenes sei, und Harnack verhilft uns zu dieser Einsicht. Die Auffassung, daß das Christentum nichts Neues, daß das Evangelium eine Erfüllung des Gesetzes, daß es die Entwicklung der jüdischen Religion zur höchsten Blüte sei, wie es Judenchristen, Katholiken und Protestanten zu halten gewohnt sind, kann nicht länger der ausschließliche Gesichtspunkt bleiben. Daneben existiert auch eine andere Einstellung, ist auch eine andere Auffassung diskutabel, daß nämlich das Evangelium etwas völlig Neues, allem Jüdischen und Gewohnten Entgegengesetztes sei.

Woher hat Marcion diese Erkenntnis?

Aus seinem Evangelium und aus den Briefen des Apostels Paulus. Das Evangelium Marcions ist eine fragliche Größe, aber die paulinische Lehre vom Gesetz und vom Evangelium, vom ersten Menschen und von dem Jesus Christus, der die neuen Grundlagen zu einer erlösten Welt legt, liegt klar zu Tage. Da aber bei Paulus die Einseitigkeit der marcionitischen Auffassung nicht so scharf ausgeprägt ist, so muß eben die fragliche Größe, „das Evangelium des Marcion" dafür entscheidend gewesen sein, daß Marcion mit dieser kraftvollen Einseitigkeit die Neuheit des Evangeliums zum Ausdruck gebracht hat.

Welches aber war das Evangelium des Marcion? Ist es verloren gegangen, oder ist es noch heute vorhanden? Und wenn es vorhanden ist, kann aus ihm noch einmal unmittelbar herausgelesen werden, wie es um die Neuheit des Evangeliums steht, in der nicht nur die Person, sondern auch die Lehre Jesu Christi inbegriffen ist?

Daß das Evangelium des Marcion noch heute vorhanden ist, wird allgemein anerkannt; es soll ja eins der kanonischen Evangelien gewesen sein. Und zwar entweder das Markus- oder das Lukasevangelium. Harnack entscheidet sich für das Lukasevangelium, Herrman Raschke aber verficht die These, daß es das Markusevangelium gewesen sein muß. Die Kontroverse ist nicht neu. Sie gründet sich auf die einander widersprechenden Angaben in den ketzerbestreitenden Schriften der Kirchenväter. Für die Harnackschen Einstellung können Tertullian und Epiphanius angeführt werden, für die These Raschkes Irenäus und Hippolyt. Die These Raschkes hat den Vorzug, daß aus den Angaben seiner Gewährsmänner auch die Entstehung der tertullianisch-epiphanischen Annahme, daß nämlich das Evangelium Marcions das verstümmelte und auch sonst zurechtgestutzte Lukasevangelium sei, sich leicht erklärt. Das Evangelium des Markus ist ja schon in seiner ältesten Gestalt verstümmelt, was in der alten Kirche auch erkannt, aber auch leicht verbessert wurde. (Die verschiedenen Markusschlüsse!) Die Schuld des Ketzers muß aber größer gewesen sein — darum hielten Tertullian und Epiphanius das Lukasevangelium für das Evangelium Marcions, denn da mußte er viel eingreifendere Verstümmelungen und Fälschungen vorgenommen gehabt haben.

Für unsere Frage aber mag die Kontroverse auf sich beruhen. Ob das Lukas- oder das Markusevangelium das Evangelium des Marcion war, ist für die Frage der Neuheit des Evangeliums Nebensache, wenn das Evangelium nur vorhanden ist. Auch das Mehr des Materials, daß wir vier kanonische Evangelien und eine Menge andere Texte haben, wird für die Orientierung und für die Entscheidung der Frage nicht vom Übel sein.

Kann nun aus diesem Material die These Marcions herausgelesen und bestätigt werden, daß das Evangelium etwas völlig Neues und dem Judentum Entgegengesetztes gewesen ist?

3

Sieht man sich in der Geschichte des Christentums um, so ist eine solche Auffassung des Evangeliums die größte Seltenheit. Denn wenn da zu einer solchen Auffassung eine Neigung auch vorhanden wäre, so bieten gerade die Erklärer des Neuen Testaments und die Verfasser der Leben-Jesu-Bücher Alles auf, diese Neuheit wegzuerklären, oder aber sie suchen sie in solchen Allgemeinheiten zu sehen, die nichtssagend und nicht ausschlaggebend sind. Das ist ja selbstverständlich. Das jüdische Gesetz, die heilige Schrift, die jüdische Vergangenheit hat ja nicht nur der Apostel Paulus beinahe unzertrennlich mit dem Evangelium zu verbinden gesucht, sondern es findet sich auch im Evangelium des Matthäus der Grundsatz weit und volltönend, zur fundamentalen Wahrheit abgerundet und in den Mund Jesu gelegt (5, 17—18): „Denket nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; nicht aufzulösen bin ich gekommen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, bis Himmel und Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom Gesetze vergehen, bis alles wird geschehen sein." Darauf gründet sich dann die merkwürdige Zwitterhaftigkeit des Christentums: im Prinzip behauptet es die Unvergänglichkeit des Gesetzes, das es in Wirklichkeit mit seinem Stifter außer Kraft setzt, und was noch schlimmer ist: dieses Prinzip hatte durch all die Zeit hindurch, bis auf unsere Tage, die Erkenntnis der Neuheit des Evangeliums beinahe unmöglich gemacht.

Auf der Linie Paulus — Kirchenväter — katholische Kirche — Reformatoren bis zu den protestantischen, wissenschaftlichen Theologen findet sich kaum ein Theologe, der sich darüber eine klare Rechenschaft gibt: Was hat Jesus Neues verkündet, und worin bestand das Eigenartige seiner Persönlichkeit und seiner Lehre? Marcions Anhänger haben nach Iren. IV, 56, 1, zur nicht geringen Verlegenheit ihren Gegnern die Frage vorgelegt: Quid novi Dominus attulit veniens? „Was hat der Herr, als er kam, Neues gebracht?" Sie hätte seit Marcion diskutiert und dann seit Ende des 18. Jahrhunderts eine brennende werden können, aber sie wurde von Niemandem gehörig scharf ins Auge gefaßt.

Die Differenz zwischen der Lehre Jesu und dem späteren apostolischen und paulinischen Christentum haben zwar mehrere neuere Theologen, besonders William Wrede, Wilhelm Bousset, Arnold Meyer und auch Adolf von Harnack in seinem Vortrag am Berliner Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt 1910 betont, und sie ist in Bezeichnungen der theozentrischen und christozentrischen Theologie Gemeingut und schlagwörtlich geworden. Die Differenz zwischen dem Judentum und dem Evangelium ist trotz guter Vorarbeiten viel weniger begriffen und zur Anschauung gebracht worden. Auf diese wirft nun die von Harnack so sehr betonte Lehre Marcions vom Gegensatz des guten und des jüdischen Gottes und werfen dessen weitere Antithesen ihr schärfstes Licht.

Daß aber bei Marcion das Problem etwas seltsam zugespitzt — als Lehre von den zwei Göttern — vorkommt und dadurch das Verständnis für die Neuheit des Evangeliums eher verbaut als gefördert wurde, liegt auch klar zu Tage. Es ist ferner schade, daß die gewöhnliche dogmatische Auffassung von der Erscheinung Jesu Christi und vom Christentum als Erlösungsreligion geschichtlich uns kaum weiter hilft. Diese Annahme ist wieder eher ein

kaum überwindbares Hindernis, daß man zu den geschichtlichen Tatsachen gelangen könne.

Wie könnte man aber doch dem in der marcionitischen Einstellung so merkwürdig verschobenen Problem gerecht werden?

4

Das Markusevangelium und die anderen Evangelien sprechen hier eine viel deutlichere Sprache.

Die Neuheit des Evangeliums ist ja sozusagen programmatisch im Markusevangelium 1, 21—28 festgesetzt.

Und sie waren betroffen über seine Lehre, denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat und nicht wie die Schriftgelehrten.

Und alles war voll Staunen, man fragte sich: Was ist das? Eine Lehre mit Vollmacht!

Die Parallelstellen Luk. 4, 31—37 und Matth. 7, 28—29 reden schon nicht mehr von der Neuheit seiner Lehre, den dogmatischen Ausdruck von der „Vollmacht" aber behalten sie auch.

Jene Feststellung hängt zwar bei Markus und teilweise auch bei Lukas in der Luft, Matthäus aber setzt sie als Schlußstein der von ihm mitgeteilten Bergpredigt auf, also nicht an den Anfang, sondern an eine richtigere Stelle, nachdem er ein charakteristisches Beispiel der Lehre Jesu schon gegeben hat.

Eine eben solche Erweiterung ergibt sich auch bei Lukas aus der „Antrittspredigt in Nazareth." Die Anspielung in 4, 16—30, daß viele Witwen zur Zeit des Elias und daß viele Aussätzige zur Zeit des Elisa gewesen, — kehrt später, 10, 23—24 in dieser verschärften Form wieder:

Viele Propheten und Könige begehrten zu sehen, was ihr sehet und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. (Vgl. Matth. 13, 16 f.)

Dieses Verlangen Jesus sehen und hören zu können, kann nicht nur in der hergebrachten Weise gedeutet, sondern kann auch als eine Anspielung auf die Neuheit der Verkündigung Jesu verwertet werden.

Schaut man sich aber etwas besser um, so lassen sich noch deutlichere Stellen finden, die nicht nur das Neue betonen, sondern auch die Antithese zwischen Alt und Neu klar zur Anschauung bringen, freilich vorerst nur in Umrissen. Man denke nur an die Stellen, wo Jesus zuerst ganz deutlich von den zwei Toren, von der weiten und von der engen Pforte (Matthäus 7, 13—14 — Luk. 13, 23—24), vom Bauen auf ein Felsenfundament und vom Bauen auf den Sand spricht (Matthäus 7, 24—27 — Lukas 6, 47—49) — als Grundlage dieser Äußerung könnte der Spruch vom guten Baum, der nur gute Früchte hervorbringt (Matthäus 7, 16—21 — 12, 33—35 und Lukas 6, 43—46) angenommen werden — um später auf die doppelt antithetischen Aussprüche vom alten Kleid und neuen Flicklappen und vom alten Faß und neuen Wein (Markus 2, 21—22 — Matthäus 9, 16—17 und Lukas 5, 36—38) zu kommen, die doch alle denselben Gedanken aussprechen, daß das Evangelium 1. etwas ganz Neues und 2. auch neue Formen Schaffendes und Verlangendes sei.

Diese Bilder sind zwar alle leere Behälter, deren Inhalt vorläufig unbekannt ist, aber in ihren Umrissen zeigen sie es doch zur Genüge, daß das Markusevangelium ebenso wie die Logia, die Redequelle, die Neuheit des Evangeliums nicht nur referierend, als Volkseindruck, sondern auch als selbstbewußte Äußerung Jesu überliefert hat.

Nun erst kommt die eigentliche Frage selbst: Worin bestand diese, von Jesus ebenso klar ausgesprochene, als vom Volke als eine solche empfundene Neuheit des Evangeliums?

5

Die Harnacksche Studie in Nr. 8 bringt es ganz klar zum Ausdruck, worin die Neuheit des Evangeliums nach Marcion bestand. Auf die Frage „Was hat Christus Neues gebracht?" antwortete er: „Er hat sich selber gebracht!"

Daneben aber versucht Marcion, auch inhaltlich der Frage gerecht zu werden. Persönlich hängt mit der neuen und ganz unmittelbaren Erscheinung Jesu die Erlösung zusammen, diese aber erweist sich inhaltlich als die neue Verkündigung von dem guten Gott. Damit ist die Lehre vom Reiche Gottes verbunden, die auch der Form der Rede nach neu sein soll.

Wenn wir nun alles Mythische der marcionitischen Lehre aus unserer summarisch andeutenden Übersicht ausschalten, bleiben drei Punkte, die näher ins Auge zu fassen sind: 1. die Gottesverkündigung, 2. die Lehre vom Reiche Gottes und 3. die Form der Lehre Jesu.

Das Bild, das die anderen Quellen und die Evangelien bieten, bestätigt das bei Marcion vorgefundene Resultat. Paulus enthält wesentlich dasselbe, was bei Marcion zu finden ist, nur ist Paulus schöpferischer und mythischer orientiert als Marcion. Die Neuheit des Evangeliums liest ja Marcion nicht aus den paulinischen Briefen, sondern aus seinem Evangelium heraus.

Wo und wie wird die marcionitische Auffassung auf die Evangelien gegründet werden können?

1. Der Angelpunkt der ganz neuen Gotteserkenntnis, der Ausspruch Jesu von der unendlichen, wahl- und grenzenlosen Liebe findet sich zwar in Markus nicht, sondern erst Matth. 5, 45 in der Bergpredigt. Hier ist ausgesprochen, daß Gott seine Sonne auf Gute und Schlechte scheinen, seinen Regen Gerechten und Ungerechten zu teil werden läßt. Abgesehen von dieser klassischen Formulierung ist ja die Sache selber, daß Gott die Liebe ist, im Markusevangelium auch vorhanden. Und wenn gleich dieses die ganze Perspektive der neuen Gotteserkenntnis in wundervoller Klarheit bietende Wort erst in den Logia erscheint, so gehört das andere: „Gott ist nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebendigen" Mark. 12, 27 — Matth. 22, 32 und Luk. 20, 38) womit sich eine zweite Perspektive eröffnet, die das Geschichtliche in der Religion zurückzudrängen und das lebendige Gotteserlebnis zu fördern berufen wäre, zum eigensten Gut des Markusevangeliums.

Eine, nicht auf Schriften gegründete, aus der Geschichte geerbte, sondern aus der Erfahrung gewonnene, rationale Gotteserkenntnis ist und bleibt ja eben so neu, wie diejenige gewesen ist, die den Inhalt dieser Gotteserkenntnis in der unendlichen Liebe zusammengefaßt hat. Aus dem Evangelium des Marcion — einerlei, ob es das Lukas- oder das Markusevangelium war — ist aber vorwiegend eine solche herauszulesen.

2. Der Reichsgottesgedanke hat zwar die Perspektive nicht, die der neue Gottesgedanke hat, aber da er von mehreren Seiten beleuchtet ist, bietet er auch wichtige Aufschlüsse für die Frage der Neuheit des Evangeliums.

Erstens muß ja der Gedanke auf die neue Gotteserkenntnis gegründet werden. Und da zeigt es sich, daß hinter ihm wirklich der von Jesus erkannte und verkündete unendlich gute Gott steht. Das Reich Gottes ist nicht mehr eine Stammes- oder Volksgemeinschaft, sondern die Gemeinschaft aller Kinder Gottes, die durch den Glauben den Weg zu ihm gefunden haben, die nicht auf ihre Gerechtigkeit pochen, auch ihren Brüdern gegenüber keine Vergeltung üben wollen, sondern ein Leben in Liebe leben. Die Neuheit der Verkündigung vom Reiche Gottes kommt in den Gleichnissen vom Sämann, von der selbstwachsenden Saat und vom Senfkorn zum Ausdruck (Mark. 4, 13—32 und Parallelen; das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat steht nur im Markusevangelium). Das Reich Gottes ist nicht mehr die alte Volksgemeinschaft, der die Verheißungen gelten, sondern eine ganz neue Aussaat, die Jesus aussät, die im Verborgenem wächst und zuletzt doch größer als alle irdischen Gemeinschaften sein wird.

Dann aber, zweitens, enthält dieser Gedanke das ethische Ideal Jesu. Das Lebensziel ist ja die Verwandlung zur

Gottähnlichkeit und damit das Hineinkommen in sein Reich, in seine Gemeinschaft. Man soll sich Gott oder dem Reiche Gottes würdig zeigen, das ist: man muß sich in allen Dingen der Herrschaft Gottes unterordnen. Dafür Alles, Bruder und Schwester, Vater und Mutter, Kinder und Acker verlassen. Unbedingt glauben. Alles vergeben. Gott über Alles lieben und den Nächsten als sich selbst. Den Kleinen kein Ärgernis geben. Lieber die Hand oder den Fuß abschneiden, oder das Auge herausreißen, als Ärgernis geben und aus dem Reiche Gottes hinausbleiben.

3. Die letzten Sprüche aus Mark. 9, 42—48 leiten uns zu dem merkwürdigen Charakterzug Jesu über, der dann in den Reden der Logia viel schärfer hervortritt, daß er nämlich seine Lehre gern in paradoxe Aussprüche kleidet, in denen das Ideal so hoch gestellt wird, daß es sozusagen nur durch bis zur Grenze der Unmöglichkeit gesteigerte Forderungen erreicht werden kann. In dem Allen ist die Form der Äußerungen Jesu auch eigenartig. Kurze, scharfgeschliffene Sätze, einander ablösende Bilder, Gleichnisse und gleichnisartige Erzählungen. Je weiter wir die Evangelien lesen, desto mehr Material häuft sich auf. Markus ist noch ziemlich kurzgebunden, Matthäus hat schon dreimal so viel Gleichnisse, Lukas dazu die wundervollen Erzählungen vom barmherzigen Samariter, oder vom verlorenen Sohne.

Aber die sind doch am wenigsten neu! Die Bilderrede und die Lehrerzählung hat ja ihre tiefsten Wurzeln in der jüdischen Seele und im Alten Testament. Sie fehlen auch bei den Rabbinern nicht ...

Sind sie neu, so sind sie es nur in einer Beziehung: in ihrem Aufbau, in ihrer Beweisführung, in ihrem innersten Charakter. Die Lehrreden der Zeitgenossen Jesu sind lauter Illustrationen zur Schrift, sie beweisen immer, was in der Schrift steht und „was zu beweisen war". Jesu Bilder und Gleichnisse hingegen wachsen aus Erlebnissen und Beobachtungen heraus und sprechen für sich selber. Hätte das theologische Denken die jüdische Empfindung und ihren Sinn für alles Neue und Ursprüngliche nicht verdorben, so hätte man dies als das Natürlichste und Einleuchtendste empfunden, begrüßt und angenommen. Die Jünger haben diese Empfindung gehabt, und auch auf die Nachwelt hat das Lehren Jesu diesen Eindruck hinterlassen seine altgläubigen Zeitgenossen aber entsetzen sich in höchstem Maße darüber. Diese schroffe Zurückweisung ist aber auch ein indirektes Zeugnis für die Neuheit seiner Lehre.

Daß wir es kurz sagen: Das Denken und die Beweismethode Jesu ist darin neu und volkstümlich, daß es *induktiv* ist; aber eben darum, weil es in dieser Hinsicht selbstbewußt und radikal ist, sich bis zu den letzten Konsequenzen nicht aufhalten läßt und auch von den praktischen nicht zurückschrickt, wirkt sie zersetzend, wird als die größte Auflehnung gegen alles Hergebrachte empfunden und darnach behandelt. Dagegen aber ist es auch konstruktiv und baut eine ganz neue religiöse und sittliche Welt auf.

— Ist man zu dieser Erkenntnis gekommen, so wird Alles auf einmal klar. Diese induktive Denkart ist die spezielle Anlage Jesu, das Ureigenste, was für die Wissenschaft ohne psychologische Allwissenheit zu seiner Kenntnis erreichbar ist, sie ist nicht nur der zu seinem Verständnis notwendige lange begrabene Schlüssel, sondern, was viel mehr ist, die innere Kraft, die Jesus zu seiner neuen Gotteserkenntnis und zu seiner ganzen Weltansicht verholfen hat. Sie hat ihm die größten Seligkeiten geschenkt und ihn in die schärfsten Konflikte hineingetrieben. Sie eröffnete ihm eine neue Welt, die er für sich aufgebaut hat und Anderen auch mitteilen wollte, das war seine Mission, — aber sie verschloß ihm auch alle Wege zur alten, so daß er zum Ende von allen den Seinen verlassen am Kreuze sterben mußte.

In der Umgebung, in der er lebte, war diese Denkart in bürgerlichen und alltäglichen Dingen, wie ja immer und überall, alltäglich und nichts Besonderes. Aber auf die Grundlagen der Religion angewandt war sie ein Wagnis, die die ganze Theologie auf den Kopf gestellt und das Unterste nach oben gekehrt hat. In der „Religion" sind Offenbarung, Schrift, Tradition, Lehre Alles, davor sich der Verstand und das Denken des Menschen einfach zu beugen haben. Läßt man sich aber einmal von dem gesunden Verstand zu dem Wagnis verleiten, daß man in religiösen Dingen ebenso verständig zu denken das Recht habe, wie in anderen Angelegenheiten, so ist dies das Ende von Allem, was theologisch schulmäßig, also nach seinem wahren Charakter bis auf die Knochen deduktiv ist. Eine ganz neue Welt, in der der Gott Israels nichts mehr zu sagen, die hergebrachten Lehrsätze nichts mehr zu beweisen haben. Denn es steigt die Gestalt des immer lebendigen, die ganze Welt mit seinem Sonnenschein und Regen überflutenden (guten) Gottes, der nach dem Nietzscheschen Ausdruck — die Sache findet sich ja auch in der Weltansicht Jesu — jenseits Gut und Böse wunderbar über oder in der Welt waltet und dem sich seine Kinder nur dann würdig zeigen, wenn sie ihr ganzes Herz ihm schenken und einander wie Brüder lieben....

Jesus wagte es. Er ließ sich nicht von Traditionen gängeln, sondern dachte selber. Er tat noch mehr. Er hatte Vertrauen zu seinen Beobachtungen, Erkenntnissen und Folgerungen und vertrat sie gegen alle hergebrachten oder geheiligten Ansichten. Schrift und Tradition, Dogmen und Lehren setzte er sein „Ich aber sage euch" entgegen, was in den heutigen Evangelien auf sein überirdisches Selbstbewußtsein hinweist: ist es aber historisch, so ist es ein Wendepunkt der Religionsgeschichte. ... Aller hergebrachten, traditionellen, auf vermeintliche Offenbarungen, Priesterweisheiten und theologisches Gelehrtentum gegründeten Religionen zum Trotz wird hier eine persönliche, ihre Erkenntnisse auf induktivem Wege gewonnene Religion geboren.

Wenn man alles Mystische abstreift, besteht also die Neuheit des Evangeliums darin: die induktive religiöse Denkart Jesu ist die Schöpferkraft, womit er seinen Gott und sein Himmelreich erkannt hat.

Religion ist nach der gewöhnlichen Auffassung autoritative Offenbarung, vor der der menschliche Verstand zu schweigen, der er sich zu opfern hat. Die Religion Jesu ist darin neu und eigenartig, daß sie persönliche, verstandes- und gefühlsmäßige, aber nichts destoweniger bis zum Siedepunkt gesteigerte Überzeugung ist. Sie rennt alle Vorschriften und Maßregeln, alle Traditionen und Autoritäten geschichtlicher Religionen über den Haufen, — wie dies aus den Evangelien erhellt. Denn ihm gilt kein Gesetz, kein Sabbath, kein Fastengebot, keine Waschungen, kein Eid, kein Urteil, kein Opfer und kein Gebet, nur weil es geoffenbart und in der Heiligen Schrift enthalten oder traditionell ist. Er stellt über dies Alles seine persönliche Überzeugung, die sich auf seine alltäglichen Beobachtungen und Erlebnisse gründet, also auf induktivem Wege herausgebildet und zu einem merkwürdig männlichen Ganzen zusammengefaßt ist.

6

Die induktive Theologie ist ja auch eine leere Form, wie die enge Pforte, der gute Baum und der neue Schlauch, aber endlich eine, die ohne die psychologische Allwissenheit der Theologen doch etwas aus der inneren Richtung und Struktur des Evangeliums auch durch die Fernen der Evangelien verrät, eine Kategorie, die nicht nur neu, sondern auch fest genug ist, um von der Lehre Jesu nicht auseinandergesprengt zu werden. Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich die ganze Neuheit des Evangeliums geschichtlich ohne allen theologischen und mythischen Einschlag am besten und am kräftigsten zusammenfassen. Darin kommt die eigenartige Geistesrichtung Jesu, die

religiöse Besonderheit, die urwüchsige Kraft und auch die merkwürdige Resonanz (nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern auch in den späteren Jahrhunderten, besonders bei gegen die Kirche Gerichteten) seiner Lehre nicht nur für sich, sondern auch in der Menschheitsperspektive am prägnantesten zum Ausdruck.

Die induktive Denkart ist ja die Macht oder die Schwungfeder, die die Kulturfortschritte der Menschheit, besonders aber ihre letzte Epoche, die moderne Kultur, zur Blüte gebracht und wissenschaftlich beinahe lückenlos begründet hat. Nun stellt sich heraus, daß sie auch für die Religion Jesu die Richtschnur gewesen ist, daß auch die Religion Jesu eigentlich auf induktivem Wege begründet wurde. Die Neuheit seines Evangeliums besteht ja eben darin, daß er gegen alles deduktive Denken und gegen tausendjährige, zu Religionssystemen ausgebildeten Deduktionen die persönliche Überzeugung, den gesunden Menschenverstand, die Folgerung vom Bekannten aufs Unbekannte in seine Rechte eingesetzt hat.

Ihn hat zwar der Widerspruch, den die Neuheit seines Evangeliums bei seinen Zeitgenossen ausgelöst hat, zu Grunde gerichtet und ans Kreuz gebracht. Auch seine Jünger übernahmen gerade diese verborgene Kraft und den Schwung seiner Lehre vor lauter Verwunderung und Verehrung nicht, sondern sie sind wieder in die jüdische Deduktion zurückgesunken oder haben sich ins Mythische und ins Gnostische verirrt. Die Zeit für diese Lehre war eben noch nicht gekommen. Das Licht hat aufgeblitzt, aber ringsherum die tiefe Finsternis hat alle seine Strahlen verschlungen, und es ist davon kaum heller geworden. Sokrates hatte es etwas besser. In der alten Kirche hat Marcion die lebhafteste Empfindung dafür gehabt, daß das ganze Evangelium etwas unmittelbar Urwüchsiges sei; freilich konnte er das durch die paulinische Auffassung schon in eine andere Ebene versetzte Evangelium in seiner eigentlichen geschichtlichen Neuheit nicht erkennen.

Nun — wenn es sich mit der Neuheit des Evangeliums wirklich so verhält, wie sie hier skizziert wurde — so bieten sich aus dieser Erkenntnis und aus diesem Gesichtspunkte für die Theologen, aber auch für das ganze Christentum ganz eigenartige Ausblicke. Da haben nicht nur die Systematiker ihren „belasteten, komplizierten und ausgeklügelten Gottesbegriff" nach Marcion zu revidieren, sondern bekommen auch die Anderen Arbeit in Hülle und Fülle.

Das wichtigste Ergebnis einer solchen Theologierevision auf christlicher, auf induktiver Grundlage wäre also — daß wir sie vorwegnehmen — viel mehr als eine Theologenerkenntnis. Die Feststellung und das Zu-Ende-denken dessen, daß Jesus Christus seinen Glauben induktiv aufgebaut und ausgestaltet hat, und dann die Folgerung daraus, daß das induktive Denken auf religiösem Gebiet im besten Sinne christlich ist, möchte nicht nur Jesus als einen Vertreter der religiösen Induktion in einem ganz eigenartigen Lichte in der Menschheitsgeschichte erscheinen lassen und seine wirkliche religiöse Bedeutung dem modernen Empfinden näher bringen, sondern auch dazu verhelfen, daß die Abgründe, die zwischen christlichem und wissenschaftlichem Denken klaffen, nicht auf Kosten der Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit überbrückt werden müssen, und klar stellen, daß das ursprünglichste Christentum in seinem Lebensnerv gerade mit der modernsten Wissenschaftlichkeit sich deckt.

Es sind solche Einblicke und Ausblicke, die zu verfolgen und die auszuschöpfen aus Anlaß der Harnackschen Marcion-Untersuchung sich wohl lohnen möchte.

Budapest Lajos Szimonidesz

Diskussion des Krieges

3. Heroismus

Trotz der großen Anzahl der genannten Kriegsbücher muß ich feststellen, daß die Aufzählung und Besprechung nicht umfassend ist. Es wäre hierzu ein neues Buch notwendig oder — wie übrigens schon geschehen — eine Zusammenstellung wichtigster Auszüge. Meine Aufgabe ist nicht so formuliert: Die Kriegsliteratur steht zur Diskussion, sondern so: Der Krieg selbst steht zur Diskussion.

Voraussetzung aller weiteren Betrachtung ist die Feststellung und das Begreifen einer Tatsache: Dieser Krieg wurde von den Frontsoldaten und den Offizieren, die mit ihnen zusammen im Schützengraben standen, nicht von Feldherren und hohen Offizieren geführt. Diese einzig Kämpfenden entwickelten einen bewundernswerten Heroismus, für den alle Bücher zeugen. Weit ab vom Heroismus früherer Kriege, vom Heldentum im aktiven Kampf und in der Besiegung, war der Heroismus der Soldaten im Weltkrieg das Aushalten und Ertragen. Die moralische Kraft des Einzelnen wurde im höchsten Maße beansprucht oder aber eine Abstumpfung, die letztlich jedoch Heroismus in sich barg. Es blieb bei aller Abstumpfung ein Maß an Empfindlichkeit, physisch wie seelisch, und an Bewußtsein, daß gerade diese überspannte Empfindlichkeit und dieses zu wache Bewußtsein überanstrengter Nerven zu überwinden den Heroismus eines jeden Einzelnen erheischte. Uns ist erzählt worden, Heldentum sei Tapferkeit, Unerschrockenheit, Entschlossenheit. Im Weltkrieg trat an Stelle der Tapferkeit Zähigkeit, der Unerschrockenheit Vorsicht und Verantwortungsgefühl, der Entschlossenheit Umsicht, Ruhe und ein gewisses Maß an Charaktergröße. Nach der Erkenntnis des einzelnen Soldaten, daß durch unfähige Führer aus Kampf und Entscheidung ein Ringen um Meter und der Massentod geworden war, nach dieser Erkenntnis, die früher oder später fast jeder Soldat hatte: welch Heroismus gehörte dazu, dennoch auszuhalten, auf Grund jenes einen Gefühles, des Glaubens an die gute Sache, an die Vaterlandsverteidigung! Die geradezu empörende Unkenntnis der Psyche des Frontsoldaten wird erwiesen durch jenen sinnvollen Aufklärungsunterricht, dem die Frontsoldaten, wenn sie aus den ersten Stellungen kamen, unterzogen wurden. In dem ihnen erzählt wurde von den famosen Errungenschaften und Annektionen, die Deutschland nach vollendetem Sieg besitzen werde; Faustschläge ins Gesicht den Menschen, die im Glauben an Vaterlandsverteidigung Übermenschliches ertrugen. Diese groteske Verhöhnung der Gefühle des einfachen Soldaten, der Weib und Kind und Heimat verteidigt und nicht für industrielle Gewinne kämpft, war der erste Schritt zum moralischen Zusammenbruch.

Das Gefühl der notwendigen Vaterlandsverteidigung ist die Grundlage zur Anerkennung der gemeinsamen großen Pflicht gewesen. Denn das Gefühl der Nationszugehörigkeit, Funktion der Heimatliebe ist wie diese selbst ein natürlicher Bestandteil der primtiven Denkweise. Erst allerärgste Not oder gänzliche Industrialisierung führt zum Ubi bene, ibi patria — besser ubi melius, ibi patria. Niemand wird behaupten können oder wollen, daß etwas Anderes als jene Liebe zur Heimat und jener Glaube an die gute Sache Millionenmassen in diesen Kampf voller Aufreibungen ohne Ideale, ohne Sieg und Erfolg hätte hineintreiben können. Wir lesen bei Barbusse, wie die Soldaten im Lehm versunken, verschmutzt und hoffnungslos, dennoch aushalten, wir sehen bei Renn die Leute unwichtige Stellungen halten, Kameraden verlieren, Hunger, Durst und Übermüdung ertragen, wir erfahren von Max Heinz unendliche Qualen des Schützengrabenlebens; Kriegstiere nennt Michael die Soldaten. Nichts mit Erbfeindschaft, nichts mit Kampfes-

freude hat dies zu tun: das Aushalten in dieser Not und diesem Elend ist das unantastbare „Muß", das die Vaterlandsverteidigung gebietet. Binding: „Sie sagen, sie führten Krieg; aber der Krieg führt sie." Dies Wort ist richtig. Kein Soldat würde Krieg führen, wenn nicht des Krieges Omnipotenz ihn unter sich gezwungen hätte. Dieser Heroismus des Ertragens macht auch den großen Unterschied zwischen Heimat und Front aus: hier war die Stimmung ernster und zwingender als in der Heimat, weil die Leiden größer und der Heroismus des Ertragens notwendiger.

Ich möchte es bestreiten, daß beim Angriff eine Psychose über die Soldaten herrschte. Bis zum ersten Sprung aus dem Graben war es wohl Apathie (vergl. Barbusse), vom ersten Schritt an jedoch der verzweifelte Mut, hinter dem die Angst steht, von der Bernhard Shaw sagt, nur der erfahrene Soldat kenne sie.

Die erschütternde Einheitlichkeit in der Feststellung des großen gemeinsamen Unglücks („Was sind wir denn seit zwei Jahren? Arme, unglaublich unglückliche Menschen, aber wir sind auch Wilde, brutale Banditen, Hunde" Barbusse) läßt uns dies als Charakteristikum des Frontlebens erkennen, und nur die glückliche Veranlagung des menschlichen Naturells, das Schlechte in der Erinnerung zu verwischen und das Gute zu potenzieren, verhindert es, daß alle Kriegsbücher nichts Anderes sind, als ein lauter Aufschrei über so viel Leid.

Barbusse stellt uns, die Leser, so in die geschilderte Umgebung hinein, daß wir im lehmigen Graben zu stecken glauben, daß wir die Kugeln um uns sausen und krepieren hören, daß wir im Sturmangriff selbst mit hervorbrechen. Was die Soldaten des Barbusse ertragen, ertragen auch wir. Jedes Wort wird einaehämmert, jede Situation grell und scharf belichtet. Renn, groß in epischer Darstellung, offenbart das Aufreibende, zugleich das Heroische des Ertragens am intensivsten wohl in jener Verteidigung des Hügels, bei der die Soldaten tagelang wachend und überanstrengt in Granatlöchern sitzen und zu Grunde gehen. Michael dagegen in der Verteidigung eines Grabens, der dauernd mit Stempelminen belegt und von enalischen Stoßtruppen überrannt wird. Remarque schließlich sagt mehr über die Abstumpfung und Zermürbung bis zum Tierischen, als daß er sie selbst kennzeichnet.

Das Charakteristikum dafür, daß nicht der Kampf, der Heldentod und die Tapferkeit den Heroismus dieses Krieges ausmachten, sondern das übermenschliche Ertragen, ist, daß sie alle die Naturelemente, denen sie schutzlos ausgesetzt sind, in den Vordergrund rücken. „Mehr noch als die Attacken, die einer Parade aleichen, mehr als die sichtbaren Schlachten, die wie Oriflammen sich ausbreiten, mehr noch als der ringende Nahkampf, bei dem man schreiend sich ereifert, mehr als das alles ist dieser Krieg: es ist die furchtbare, die übernatürliche Erschöpfung, Wasser bis an den Unterleib, und der Kot und der Schmutz und der gemeine Dreck. Dazu die verwesten Gesichter, zerfetzte Leiber und die Leichen, die keinem Leichnam ähnlich sind und auf der gefräßigen Erde schwimmen. Das ist der Krieg, jenes endlose, eintönige Elend, unterbrochen durch wilde Tragödien, das ist der Krieg, und nicht das Bajonett, das wie das Silber blitzt, auch nicht der Hahnenruf der Trompeter im Sonnenglanz!" Dies sagt Barbusse; Max Heinz und Michael, Renn und Remarque, Wharton und Mottram sagen es in anderen Worten. „Zwei Armeen, die sich bekämpfen, sind eine große Armee, die Selbstmord an sich übt." (Barbusse).

4. Kameradschaft

Aus dieser großen Gemeinsamheit des Leidens können wir den Heroismus der Gesamtheit aller Soldaten an der Front beareifen. Einzelne Heldentaten, einzelne Feigheiten spielen in diesem großen Organismus heroischen Aushaltens, heroischer Tat eine geringe Rolle. Und gerade ein Mensch wie Renn, der ohne Reflexionen, ohne sinnfällige Einzelleistungen an seinem Platze steht und das große „Muß" über sich anerkennt, gerade dieser Mensch ist das eindringliche Gemälde des heroisch handelnden und aushaltenden Soldaten. Das ist der große Vorzug Renns: diese epische Eindruckskraft hat Barbusse nicht, soweit überlegen seine Typisierungen, seine Beobachtungen auch allen anderen Erscheinungen der Kriegsliteratur sein mögen. Remarque erzielt diesen Gesamteindruck schon gar nicht, da er durch Reflexionen und durch eine literarische, von außen her sehende Betrachtungsweise nicht in den Kern des Soldatseins dringt.

Die Gemeinsamkeit des Leidens ist zugleich die Grundlage eines eigenartigen Phänomenes: der Kameradschaft. Wenn auch Einzelne über die geistige Unterschiedlichkeit und über die ganz verschiedenen Basierungen des Lebensstiles und der Weltanschauung nicht hinweggekommen sind, wie Max Heinz, der immer wieder den inneren Zwiespalt zwischen sich und vielen Kameraden zeigt, wie einer der Studenten, der in den „Kriegsbriefen gefallener Studenten" über die oft aufklaffenden Unterschiede spricht: im Ganzen ist dies ein Kennzeichen der Frontsoldaten, daß eine tiefe innere Verbundenheit alle persönlichen Trennungen aufhebt und zu der Kameradschaft führt, die es im privaten individuellen Leben des Einzelnen nicht geben kann. Diese Kameradschaft, die oft zwei aufs engste verband, oft sogar ganze Korporalschaften zu einem Freundschaftskreis verknüpfte, im Gegensatz zu anderen benachbarten Korporalschaften, wie bei Barbusse und bei Wharton, eröffnet einen Blick in die Metaphysik des Krieges. Dieser Kameradschaftsgeist hat Ausbrüche des Hasses gezeitigt, bei Soldaten, die den naheliegenden Gedanken, daß der Feind drüben genau so leide und dasselbe fühle wie er, im Grunde also auch sein Kamerad sei, kannten, wenn z. B. beste Kameraden getötet waren, und das höchst natürliche, primitive Rachegefühl erweckt wurde. „... wir marschierten wieder nach vorn, feindwärts, und nun nicht mehr trauernd, sondern bloß als Andenken an die Toten das Versprechen im Herzen, sie zu ehren und — sie zu rächen" (Kriegsbriefe gefallener Studenten).

So ist den Soldaten der Schützengraben, in dem die Kameraden sind, Heimat geworden, eine grauenvolle Heimat, aber ihm tiefer verbunden, als die Heimat, für die er kämpft, in der die Menschen ihm fremd geworden sind, da sie seine Gefühlslage, seine Leiden selbst bei größter Liebe nicht begreifen. Ganz zu schweigen von den großen Worten heimatlicher Helden, die in absurder Flachheit und Hohlheit wie Tünche die Wahrheit überdeckten. Nicht nur das eigenartige Gefühl des Geschertseins der Heimat, von dem Binding spricht, hat diese innere Entfremdung hervorgebracht, sondern einfach jene Erlebnisse an der Front, von denen man nicht sprechen kann, die die Menschen in der Heimat nicht begreifen, die den Soldaten aufs Tiefste mit seinen Kameraden verbinden.

5. Offiziere

Wenige Offiziere haben an solchen Kameradschaften teilgehabt, wofür es zwei Gründe gibt. Die einen vorne im Schützengraben, haben einen Wall des Abstandes um sich aufrecht erhalten, teils aus Gesichtspunkten der Disziplin, teils wegen des natürlichen Abstandes; die andern haben nicht den geringsten Anteil an den Geschehnissen des Grabens gehabt. Die wenigen, die übrig bleiben, die mit dem einfachen Soldaten Kamerad waren, sind an den Fingern zu zählen. Barbusse sowohl wie Wharton, beide, wenn auch im Grunde sehr verschieden, die Historiker ihrer Korporalschaft, erwähnen kaum einen Offizier, und wenn, so ohne auf ihn einzugehen. Das Passos dagegen, der von tiefem Haß gegen den Kapitalismus erfüllt ist, in dessen Interesse die ganze ameri-

kanische Expeditionsarmee in den Krieg geschickt wurde, betrachtet den Offizier generaliter als den Träger kapitalistischer Machtinteressen und zeichnet Leute dieser Gattung, die sich durch sachlichste Brutalität auszeichnen. Max Heinz führt eine regelrechte Offensive gegen die Offiziere und berichtet Vorkommnisse, die nicht nur ihn so erregten, daß er dem Leutnant hätte an die Gurgel springen mögen, daß er in der Klasse der Offiziere den Keim des Zusammenbruchs ahnte, sondern die auch uns geradezu haarsträubend erscheinen müssen. Gerade er liefert den Beweis für meine Hypothese, daß der einfache Soldat den Krieg geführt hat. Der „Infanterist Perhobstler" (Wilhelm Michael) bedauert es aufs tiefste, in die Offizierskarriere hineingedrängt zu werden, und sagt mit einem Satz das Urteil: „Der Tod verhalf Vielen vorschnell zum Aufstieg zum ‚Menschen', der bekanntlich beim Leutnant anfangen sollte." Durch seine Tatsächlichkeit — vorausgesetzt — ist aber auch hierin Renn der Umfassende. Da sind die zwei prachtvollen Leutnants, Fabian und Lamm; da gibt es aber auch diese unsympathischen arroganten Herren, wie jenen Oberleutnant, der aus der Etappe für einige Zeit an die Front kommt, drillt, Torheiten begeht, nach Auszeichnungen lechzt, sich lächerlich macht und wieder verschwindet.

Ich habe zahlreiche Frontsoldaten über die Stellung der Offiziere gesprochen und ungefähr Folgendes zu hören bekommen. Die aktiven Offiziere, hervorragende Soldaten, zwar mit gewohntem Abstand, aber durchaus mit ihren Leuten fühlend, waren im großen Ganzen beliebt, und es hat Fälle gegeben, wo die Soldaten für ihren Leutnant Alles zu tun bereit waren. Verhaßt dagegen waren häufig jene jungen Leute, die direkt von der Schulbank nach kurzen Wochen Leutnants wurden und ebenso unfähig, alte erfahrene Soldaten zu führen, wie arrogant waren. „... Dann kommen diese von solchen Impotenzen ausgebildeten Offiziere, ebenso dünkelhaft, oberflächlich und anspruchsvoll an die Front. Man drückt ihnen Menschenleben in die Hand, die sie verantwortlich verwalten sollen, und nicht einmal die Verantwortung für sich selbst könnte man ihnen eigentlich zumuten" (Binding). Ich will der Vollständigkeit halber hinzufügen, was ich von Vielen gehört habe: Beliebter und tüchtiger waren Offiziere, die aus Berufen oder Stellungen kamen, wo sie oft mit einfachen Menschen zu tun hatten, wo sie Verantwortungen zu tragen hatten. Unbeliebt, oft geradezu verhaßt waren junge Leutnants, die aus Schichten und Berufen hervorgingen, die ihnen Verachtung des Pöbels und Arroganz zur Lebensnorm machten.

Gerade jener Leutnant Fabian (bei Renn) umfaßt mit seiner herrlichen Antrittsrede bei seinem Zug das Phänomen der Kameradschaft zwischen Soldat und Offizier in wenigen Worten: „Ich brauche euch keine Rede zu halten. Wir sind ja eine Familie! Und eine Perle haben wir, Gott sei Dank, auch in unserer Familie!" Mit dieser Perle meint er den Liebling des ganzen Zuges.

Haseks Verhöhnung des Offiziers, des Oberleutnants und des Latrinengenerals, ist ja nur insofern zuständig, wenn man als innere Voraussetzung den satirischen Geist Haseks annimmt. Mottram, der überhaupt wenig Wichtiges für die Psyche des Soldaten aussagt, sieht aus der Perspektive des allerdings sehr sympathischen Leutnants Skene. Zweig schließlich konfrontiert den guten alten, innerlich sauberen General von Lychow und den selbstherrlichen Schieffenzahn, den netten, frischen, ernsten Oberleutnant Winfried und den Rittmeister und Stadtkommandanten Brettschneider, für dessen weniger erfreuliches Wesen er jedoch auch die psychologische Grundlage schafft im Gespräch zwischen ihm und Posnanski.

Abschließend läßt sich hierzu sagen: Der großen Gesamtheit des Heldentums und der Kameradschaft steht derjenige Offizier nahe, bezw. gehört in sie hinein, dessen Handeln und dessen Stellung zum einfachen Soldaten ihn auf die gleiche Stufe mit dem Soldaten stellt, während der Hintergrundoffizier, fernab dem Leben der „Kriegstiere" nichts mit dem großen Heroismus und mit der großen Kameradschaft, beides auf der Grundlage des gemeinsamen Unglücks, zu tun hat. Über den persönlichen Tapferkeitsheroismus eines Mannes wie Richthofen läßt sich objektiv wenig aussagen, zumal dessen Heldentaten des öfteren mehr als zweifelhaft sind. Hierüber lese man in Bindings „Aus dem Kriege" nach.

6. Der Feind

Diesem Kapitel will ich einen Zeitungsbericht vorausschicken, den Dr. Alfred H. Fried in seinem gescheiten Kriegstagebuch abdruckt:

Das klerikale Wiener „Weltblatt" veröffentlicht folgenden Zeitungsbericht: Unsere Leute verstehen es, sichs auch im Schützengraben recht gemütlich einzurichten, ja sie wissen sich sogar die Zeit mit Kartenspiel zu vertreiben, wenn eine Kampfpause eintritt. Wenigstens wird in einem Feldpostbrief von den Bozener Landesschützen folgende amüsante Episode erzählt: „Drei Landesschützen lagen in einem Schützengraben nebeneinander und spielten Hazard. Jeder hatte zwanzig Heller eingezahlt. Der erste Russe, der sich zeigt, wird beschossen, der Erste, der ihn trifft, bekommt die sechzig Heller. Es dauerte eine Viertelstunde, da tauchte drüben auf etwa zweihundertfünfzig Schritt — stellenweise lagen die Russen auf achtzig Meter gegenüber — ein Russe auf. Der Schütze, der die ‚Vorderhand" hatte, legte an, schoß, traf und strich schmunzelnd die sechzig Heller ein. Die munteren Kriegshazardspieler waren die Unterjäger Riedmüller, Wagner und Habitzl (der Letztgenannte gewann den Preis)."

Dr. Fried fährt in seinem Bericht fort:

Dazu schreibt die Arbeiterzeitung: „Hier hat der Zensor dem ‚Weltblatt' ein paar Zeilen gestrichen: Unser Titelblatt stellt die orianelle Feldszene dar, bei der ein getroffener Russe mit sechzig Heller bewertet wurde. Kartenspiel im Pulverdampf — das ist wohl der Gipfel der Gemütlichkeit!"

Also eine Tat, die eine Gemütsroheit sondergleichen verrät, findet das christliche Blatt unterhaltlich, gemütlich, originell. Der Verherrlichung in Wort und Bild würdig. Wirklich zeigt uns das Titelbild des ‚Weltblattes", wie sich der eine der Hazardspieler die sechzig Heller verdient. Unter dem Bild steht zu lesen: ‚Für den ersten getroffenen Russen sechzig Heller, Hazardspiel im Schützengraben."

Abgesehen von der grotesken Gemütsroheit dieser Geschichte muß der Graben, in dem sie passiert, eine Ecke gewesen sein, an der von den grauenhaften Leiden des Frontlebens nichts zu spüren war. Denn selbst den kriegerischsten Soldaten ist in irgendeiner Situation die Parallelität der Leiden des Soldaten im feindlichen Graben mit seinen eigenen Leiden aufgegangen. Die Stimmung zu Beginn des Krieges war fraglos so, daß kein deutscher Soldat an den französischen, englischen und russischen Soldaten, oder umgekehrt, anders gedacht hat als an seinen Feind. Feind war damals ein nicht überlegter und nicht bezweifelter Begriff; Feind war derjenige, der einem selbst und der Heimat Böses wollte, gegen den man sich und sie zu verteidigen hatte. Logisch also, daß es Ziel war, möglichst viele dieser gefährlichen Individuen zu vernichten. Erst eigene Leiden, die das menschliche Bewußtsein schärften und im Feind den Menschen erkennen ließen, brachten auf den Gedanken, daß eine jenseits aller Bekriegung liegende Verwandtschaft zwischen sich selbst und dem Feinde bestehe. Hans Carossa, dieser feinegeistige Philosoph erzählt von einer schweren Gewissensfrage, vor die er plötzlich gestellt ist:

Ein ungarischer Beobachter gesellte sich zu uns. Er lud mich und H. schließlich ein auf seinem Standort, mit ihm Tee zu trinken, und ließ uns durch sein Scherenfernrohr schauen. ... Der Offizier hatte die Höhe Lespedii eingestellt; er verriet uns, daß unser Bataillon sie werde erstürmen müssen, und zwar bald. Im Übrigen war er ärgerlich, weil keiner der Grünen sich zeigen wollte. Gar zu gern hätte er zu ihnen ein paar Granaten hinübergesandt. Ich sah im Glas einen kleinen niedrigen Hügel mit etwas Baumwuchs und viel Gestrüpp. An einem kleinen Schräubchen drehend, entdeckte ich auf einmal hinter Wacholderbüschen eine ganze Gruppe schanzender Rumänen, wollte schon den Beobachter aufmerksam machen, fühlte mich aber gehemmt und schwieg. Zum

ersten Male stand ich gewissermaßen vor der Pflicht, den Tod auf Menschen zu lenken, denn der verschonte Gegner kann im nächsten Augenblick die eigenen Landsleute gefährden. Andererseits waren die arbeitenden Leute von drüben hier in dem kleinen Glase gleichsam in meine Hand gegeben; ich sah, wie der Eine sich eben eine Pfeife stopfte, ein Anderer aus der Feldflasche trank, sie hielten sich für völlig sicher, und solange ich sie nicht verriet, geschah ihnen auch nichts, — ein seltsamer Fall für einen Menschen, der nicht Soldat (sondern Arzt) ist und mit sich selber in leidlichem Frieden lebt. Während mir das Herz wunderlich zu klopfen begann, trat ein älterer Bosnischer Hauptmann herzu, der nachts aus dem Urlaub zurückgekehrt war und wandte durch lebhaftes Erzählen alle Aufmerksamkeit auf sich, so daß der magische Spiegel ganz in Vergessenheit geriet.

Welch ein Gegensatz zu jener gemütlichen Geschichte! Aber nicht durch diese ernste innere Frage ist dem einfachen Soldaten seine Kameradschaft mit dem gegnerischen Soldaten aufgegangen, sondern durch das gleiche Leiden, vielfach mehr durch das Leiden unter den Elementen als unter dem Kriege selbst. Gerade Barbusse ist für diese Entwicklung charakteristisch. Man muß unbedingt wissen, daß bis zu den zwei letzten Kapiteln das „Feuer" eine absolute Tatsachenschilderung ist und jeder Tendenzgrundlegung entbehrt. Gespräche, die den Feind wahrlich nicht als Menschen zu würdigen sich bemühen, ja Ausbrüche des Hasses sind die wichtige Voraussetzung für die letzte Konsequenz: als bis zum Unterleib im Lehm und Wasser versunkene Soldaten sprechen, ihrer Nationszugehörigkeit durch den Alle gleich entstellenden Schmutz entkleidet, und schließlich einfach in den menschlichen Schrei ausbrechen: „Nie wieder Krieg, nie wieder Krieg!

Über jene vereinzelten Ausbrüche des Hasses habe ich schon gesprochen. Sie sind für Feindschaft schließlich nicht entscheidend. Das große menschliche Leiden aller am Kriege wahrhaft Beteiligten offenbart dem einfachsten Soldaten sein eigenes und des Gegners Menschtum. Auch wenn dieser Gedanke nicht bewußt ausgesprochen ist, steht er in allen Büchern zwischen den Zeilen. Renn, der sich wieder aller reflexiven Betrachtungen enthält, erzählt folgende Beobachtung:

Vier Franzosen hatten ein breites Brett auf ihre Schultern genommen, auf dem ein verwundeter Deutscher saß, und trugen ihn vergnügt hinter.

Wharton gibt in folgender Geschichte die gleiche Perspektive:

Er wurde gefangen, da vorne in Fismes, nachdem er von Maschinengewehren am Arm getroffen worden war. Die Heinis (Deutschen) haben ihn hinuntergenommen in ihren Verbandsraum und einer hat Slims Taschen nach militärischen Papieren durchsucht — wie er zu Slim gesagt hat — und hat ein Photo gefunden von Slims Frau und seinen zwei Kleinen. Der Fritz (Deutscher) nahm sonst alles weg, aber das Photo hat er Slim zurückgegeben. Na also, was sagt ihr jetzt? Sechs Monate früher hätte ich geglaubt, der Fritz würde aufs Photo spucken. Jetzt bin ich gescheiter geworden, der verdammte Krieg hat mich hell gemacht; ein Mann handelt nicht so, das ist alles, was man dazu sagen kann.

Das ist eine gute Geschichte, wirft einer ein. — Geschichte! Verflucht noch eins, Wahrheit ist's!

Es ist so, daß das Einfache des gemeinsamen Schicksals — für den Begriff des Andern — aus Ungeheuern Menschen macht, und daß ein Kameradschaftsgefühl zwischen den feindlichen Gräben erwacht, ein Fluidum, das oft stärker ist als zwischen den Soldaten und den eigenen Offizieren.

Warum haben jedoch Soldaten, die dies einmal gefühlt haben, nicht auch den Irrsinn gefühlt, diesen Kameraden jenseits des Niemandslandes totzuschießen? — Erstens war dieses Gefühl durchaus unterbewußt, und deshalb nicht fähig, das stärkere Bewußtsein des Soldaten, daß Krieg ist (C'est la guerre) und daß er sich verteidigen muß, zu überflügeln. Anderseits waren die simplen Gegebenheiten des Krieges Achtung erheischender als ein solches Gefühl. Ich sprach andernorts ja schon über den Sturmangriff. Hier war das ganze Bewußtsein nur auf das Vorwärtsstürmen, schließlich auf die Rettung der eigenen Person beschränkt. Schon an den eigenen Kameraden denkt da der Einzelne wenig, geschweige denn an den Feind, der in diesem Augenblick einfach, weil er da ist und auf ihn schießen wird, nicht Mensch, sondern Gefahr ist. Die Simplizität der Voraussetzungen für den Soldaten im Krieg läßt ihn, wenn er auch nachdenkt, nur an das Nächstliegende denken, und ein Ausdruck *für* den Gegner ist ein Ausdruck *gegen* den Krieg. Solange also der einfache Soldat, und dies hat gerade der Frontsoldat getan, den Krieg als eine herrschende Macht anerkennt, sind Sympathiegefühle für den Gegner, wenn auch vorhanden, so doch ein Absurdum im Kampf selbst. Dies lehren uns alle Bücher über den Krieg. Die Ausschaltung aller Reflexionen hat den Soldaten hier wie drüben so zäh aushalten lassen. Denn im Moment der Anerkennung solcher Gedanken, wie der menschlichen Kameradschaft des Gegners, hört der Krieg auf. Einen Kompromiß gibt es nicht, weil der Krieg ihn ebenso wenig wie der Soldat zuläßt. Die Anerkennung des Menschseins des Gegners führt zur Zersetzung kriegerischer Begriffe und zur Negation des Krieges. Dieser Gedanke kann die Begründung eines individuellen Pazifismus sein, dürfte jedoch nie zur alleinigen Aufgabe des Pazifismus werden, da ein solcher Pazifismus utopisch ohne Berücksichtigung der Realitäten wäre und er die individuelle Einheit der Nation außer Acht ließe, von der ausgehend ein Pazifismus erst wirksam zu betreiben ist.

Frankfurt a. M. Hans E Friedrich

Die Bruderschaft der Vagabunden

Ein Zeitbild

1

Vor einigen Jahren kam ein alter Mann, der wohl sein Lebtag ein Wanderer gewesen und ein gut Teil des Erdballs gesehen, in die deutschen Lande zurück. *Gregor Gog* ist sein Name. Er selbst bezeichnet sich nicht als einen alten Handwerksburschen, sondern nennt sich ganz ehrlich einen Vagabunden. Nun ist er weißhaarig geworden — ein Greis mit herabwallendem Haupthaar und vollem Barte, wettergebräunt und zerfurcht. Die lange Wanderschaft, die nun hinter ihm liegt, ist freilich auch für sein Innenleben nicht ohne Bedeutung geblieben. Er ist nicht nur umhergezogen als ein Mensch, der da sieht, wo er für den hungrigen Magen ein Stück Brot herbekommt und wo er für die Nacht eine Ruhstatt finde — er ist mit sehenden Augen durch das Leben gegangen, und dieses hat ihn *denken* gelehrt. So hat er Welt und Menschen kennen und beurteilen gelernt. Er weiß von der inneren Hohlheit und von der Verlogenheit dieser Welt, und wenn er von ihr redet, so kann wohl bisweilen sein Herz heiß werden, und er kann Worte der Verachtung für sie finden. Aber dieselben Augen, die dann das Feuer widerspiegeln, das in ihm lebt, vermögen auch mild und verstehend zu blicken. Ja zu Zeiten, wenn er darüber nachsinnt, wie dieses Leben ihn noch im Alter zum Kämpfer gemacht hat, umspielt auch wohl ein feines Lächeln seinen Mund. Als „Wanderer ohne Ziel", im ruhelosen Zuge durch Länder und Völker, im tausendfältigen Erleben von Menschenliebe und Menschenhaß, von Ehrlichkeit und Verlogenheit, formte sich seine Weltanschauung, ward er zum Philosophen der Landstraße. Und immer klarer und lebendiger trat ihm ins Bewußtsein, daß die Hunderttausende, die auf der Landstraße heimats- und arbeitslos dahinziehen, doch eigentlich eine einzige große Schicksalsfamilie sind, für deren beispielloses Elend es so gut wie keine Hilfe, keine Errettung gibt.

Diese Erkenntnis war es, die in ihm den großen Gedanken gebar, zunächst einen Weg zu finden, auf welchem in den Einzelnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt werden konnte, um dann auch zu einem äußeren Zusammenschluß der Massen zu gelangen. Er selbst war ja auf seinen Wanderungen mit unendlich vielen Leid-

genossen zusammengekommen. Aber — und das wußte er — von den altgewordenen „Kunden", den Stromern, den „Kommandoschiebern" und „Speckjägern", war nicht viel zu hoffen. Denn diese sind es ja, die das Leben der Landstraße bereits zerbrochen hat; von denen nur selten einer noch eines inneren Aufschwungs fähig ist. Bei vielen von ihnen hat der Alkohol das Gehirn vergiftet und das Gemütsleben verwüstet. Nein — hier mußten die Jungscharen der Landstraße heran! Und so redete denn der Altgewordene zu den Jüngeren von seinen Gedanken und Plänen; redete in den Pennen, beim Zusammentreffen auf der Straße, beim gemeinsamen Nachtlager; redete Jahre hindurch im Auslande und zuletzt wieder in der alten Heimat. So gelang es ihm, fürs erste einen kleinen Kreis junger Menschen zu gewinnen und dann immer mehr Mühselige und Beladene für das letzte Ziel seines Wirkens zu begeistern — für die Bildung einer alle Menschen der Landstraße umfassenden „Bruderschaft der Vagabunden". So haben sich in den letzten Jahren viele Männer um Gog gesammelt, die — selbst Kunden und Vagabunden — gleich Evangelisten die Idee der „Bruderschaft" hinaustragen in alle Welt. Und es sind nicht nur „intelligente" Menschen — es sind Wanderer, die sich uns, wie wir noch sehen werden, als Dichter und Denker und als Künstler von beachtenswertem Können offenbaren. Aber noch steht diese „Bruderschaft der Vagabunden" als ein Keimling vor uns.

Nun aber strebte Gregor Gog darnach, dem werdenden Gebilde einen äußeren Stützpunkt zu geben. Er kam nach Württemberg und legte den Wanderstecken aus der Hand. Auf dem Sonnenberge bei Degerloch-Stuttgart ließ er sich ein bescheidenes Blockhaus errichten. Als er noch ein Wandernder war, führte ihn das Leben mit einem Mädchen zusammen, das auch keine Heimat hatte und doch kein wertloses Geschöpf war. Wer hätte wohl in der wandernden Anni Geiger ein Weib von so tiefem Gemütsleben und eine so begnadete Dichterin vermutet, als die sie vor uns steht? Wenn wir bedenken, daß auch sie das Schicksal so vieler Mädchen der Landstraße geteilt, daß sie die Not, die Entbehrung, die Verachtung reichlich kennengelernt hat, so verstehen wir es wohl, wie alles Große und Schöne, was in ihr lebt, aus Leid geboren ist. Anni Geiger wurde Gregor Gogs Frau. Wer die Seele dieser Frau so recht kennen lernen will, lese ihr kleines, in 20 000 Exemplaren erschienenes Kinderbuch „Schlamper — eine Hundegeschichte" (Verlag D. Gundert, Stuttgart). Ein Künstler, Hans Tombrock, schrieb darüber: „... Ich erfuhr etwas ganz Wundersames. Ich bekam einen Einblick in die Seele eines Tieres. Und ich ahnte: ein Tier ist ja eigentlich nur der Form nach Tier, im Wesen aber, im Wünschen, Hoffen und Sehnen ist es, wahrlich, ist es ein Geschöpf Gottes, so wie wir Menschen sind. Ein Geschöpf Gottes ... Diese Erkenntnis war für mich das große wundersame Erlebnis. Und das machte mich demütig und fromm, ließ mich zum Kinde werden, gab mir das, für was ich und mit mir wohl alle Menschen immer und überall ringen: wieder ein glückliches, einfaches, heiliges Kind zu sein."

Im Sommer vorigen Jahres trat Gregor Gog und sein Freundeskreis zum ersten Male in die größere Öffentlichkeit. Am 25. Juli 1928 fand in Berlin, im Jugendheim des Ostens, das erste „Kundentreffen" statt. Viele sind damals gekommen und haben den Worten des alten Veteranen der Landstraße gelauscht, der „Vom Sinn und Weg des Vagabunden durch die Gezeiten" sprach. Gog führte in jenem Vortrage aus:

Die Lösungen aller Lebensfragen liegen im Leben selbst; liegen dort, wo sich das Leben am ungeschminktesten, am wahrsten — weil am notvollsten — abspielt: auf der Landstraße, in den Asylen, Pennen, in den Gassen, überall da, wo der Mensch am ärmsten, geknechtetsten, am hungrigsten ist. Auf der Landstraße! Dort wird am inbrünstigsten die Lösung der sozialen Frage gesucht und am mutigsten darum gekämpft, wo die Not, die seelische und die materielle Not, am tiefsten ist. Auf der Landstraße! Aber hier, wo der Mensch nur sein nacktes Leben besitzt und sich selbst überlassen ist, muß die Form des Kampfes um die Befreiung aus der Not eine diesem besonderen Zustande entsprechende sein. Sie ist eine rein individuelle. Denn der Vagabund kann die Frage seines Menschtums nur in sich selbst und aus sich selbst lösen.

Ein weiterer Schritt wurde getan mit der Herausgabe einer Zeitschrift. Der Gedanke kam von einem Kunden namens Gustav Brügel. Trotzdem es ein schüchterner, bescheidener Versuch war, blieb er doch ein schweres finanzielles Risiko, umsomehr, als die entstehenden Kosten durch freiwillige Beiträge aus den Kreisen der Arbeiter, vornehmlich solcher, die auch einmal Wanderer gewesen, gedeckt werden mußten. Aber der Versuch gelang, und die Zeitschrift hat nun den dritten Jahrgang angetreten. Es sind nicht lose Blätter, sondern recht stattliche Hefte in blauem, illustrierten Umschlag, und jedem Hefte ist reichlicher Bildschmuck beigegeben. „Der Kunde — Zeit- und Streitschrift der Vagabunden" so lautet der Titel dieser ersten „Kundenzeitung". Sechs Hefte bilden einen Jahrgang und der Preis des Jahrgangs beträgt 3 Mark, wobei zu bemerken ist, daß „Kunden", die auf der „Walze" sind, die Hefte kostenlos erhalten! Sie wird nur von wandernden Kunden geschrieben, als Herausgeber zeichnet Die Bruderschaft der Vagabunden. Schriftleitung und Verlag liegen in den Händen Gregor Gogs. Auch die Bildbeilagen stammen von Zeichnern und Malern, die sich auf der Walze befinden. Aber was sie uns da geben, sind zumeist Elendsbilder, Darstellungen von geradezu brutaler Wahrheit, bei denen den Betrachter das Grauen packt. Ganz abgesehen vom Ästhetischen und sonstigen Kunstfragen erfordern diese Bilder eine ganz besondere Einstellung, wenn man der in ihnen liegenden Forderung gerecht werden will, sich mit ihnen innerlich auseinanderzusetzen. Die Bilder sind also nichts „für zarte Gemüter". Schon das Bild des Umschlags der blauen Hefte gibt uns keinen Handwerksburschen nach alter Art, keinen frischen, fröhlichen Wanderer mit „Berliner" und Knotenstock. Da schreitet auf öder Landstraße, dem Betrachter den Rücken zukehrend, ein echter und rechter Sonnenbruder, mit schlechtgeflicktem Wams, den Schlapphut tief im Genick, beide Hände in den Taschen der zerschlissenen Hosen, mit reichlich abgenutzten „Trittchen". Kein Dorf, kein Baum ringsum —. Schon die im Verhältnis zur Umgebung übergroße Figur des Vagabunden will uns sagen, daß hier ein Typ gegeben ist. Ob aber gerade dieses Bild der Wirklichkeit so ganz entspricht, möchte ich bezweifeln. Hin und her mag es einzelne solche Gestalten geben, aber sie als Typus des Vagabunden hinzustellen, ist hier genau so Übertreibung, wie sie in den Witzblättern geübt wird. Wir könnten darauf hinweisen, daß nicht allein der Kreis um Gog, sondern auch das diesjährige „Kundentreffen" zu Stuttgart, von dem im Folgenden berichtet werden soll, diese Darstellung des modernen Vagabundentyps selbst gründlich Lügen gestraft hat.

Was will nun diese Zeitschrift? Der Herausgeber bezw. die Schriftleitung geben uns darauf die Antwort: „„Der Kunde" ist die erste europäische Zeit- und Streitschrift, die von bewußten Kunden, den echten Vagabunden, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, herausgegeben wird. Möge sie ihr Ziel erreichen: den lauen feigen Kunden ohne Rückgrat zum Denken anzuregen, ihn aus der bürgerlichen Sphäre, in der er noch so tief steckt, herauszureißen, ihn zum Revolutionär, zum Kämpfer zu erziehen, ihm zu helfen — in sich den Bürger zu überwinden!"

Das diesjährige Kundentreffen fand also in Stuttgart statt und zwar in der Pfingstwoche (21.—23. Mai). Die Bürgerschaft war nicht wenig überrascht und zugleich peinlich berührt, als ihr die Mitteilung durch die Zeitungen ward, daß nun gerade an den Festtagen Hunderte, ja vielleicht Tausende von „Sonnenbrüdern, Stromern

und andrem Gesindel" Einkehr halten sollten, wenn für die Versammlungen auch ein Ort an der Peripherie, nämlich der Freidenker-Jugendgarten, vorgesehen war. Aber siehe da! Denen, die da kamen — und es gab etliche darunter, die aus Ägypten und anderen Südländern herzugewandert waren — sah man gar nichts Stromerhaftes an; sie waren durchweg anständig gekleidet. Dieser seltsame Kongreß erfreute sich freilich keines Ehrenempfanges im Rathaus, und es gab kein Festessen von seiten der Bürgerschaft. Und doch war er eine tiefernste Sache. Das kam auch in allen Vorträgen und Beratungen zum Ausdruck. Hier die Namen der „bürgerlichen" Redner, die sich nicht geschämt haben, an die Seite der „Menschen der Landstraße" zu treten: Dr. Hans Prager („Von Heimat und Heimatlosigkeit"), Rechtsanwalt Dr. Philipp Hainz („Justiz und Kunde"), Professor Theodor Lessing („Bindung und Anarchie") und sogar ein „Pfaffe", nämlich Pfarrer Dr. Jakob Weidenmann („Die Heimat des Heimatlosen"). Von den „Vagabunden" selbst aber sprachen Gregor Gog („Was will die Bruderschaft der Vagabunden?"), Hans Tombrock („Landstraße — Kunden — Vagabunden"), Heinrich Lersch, der Proletarier-Dichter („Der Kampf um die Freiheit"), Willy Hammelrath („Kapitalistische Gesellschaft und Kunde") und noch manch' Andrer. Auch die Bildung von Arbeitsgemeinschaften wurde angestrebt. Über den Inhalt der Vorträge wie über den sonstigen Verlauf dieses Vagabunden-Kongresses kann hier nicht berichtet werden; da muß ich auf den 3. Jahrgang des „Kunden" (1929/30) verweisen. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß sich auch eine kleine Schar von Künstler-Vagabunden zusammen getan hatte. Der wackeren Hilfe Gregor Gogs und dem hochherzigen Entgegenkommen des Kunsthauses Alfons Hirrlinger in Stuttgart verdanken sie es, daß sie in seinen Sälen, Gartenstraße 7/9, eine kleine, gesonderte Ausstellung ihrer Werke eröffnen konnten.

Was uns nun aus dieser „Zeit- und Streitschrift der Vagabunden" entgegentritt, das ist zunächst die Abkehr von der bestehenden Gesellschaftsordnung, die Verachtung der sogenannten bürgerlichen Moral und der glühende Haß, mit welchem der materialistische, pseudochristliche Geist an den Pranger gestellt wird. Zu diesem Pseudochristentum rechnet Gog vor allem die Katholische Kirche, dann aber auch ganz allgemein die Geistlichkeit, sofern ihr Tun und Leben nicht im Einklange mit dem brüderlichen Geiste und dem liebeheißen Herzen Jesu steht. Alles, was sich da an Scheinfrömmigkeit breit macht, ist ihm Pfaffentum, und gegen dieses führt er eine harte Sprache. Ja es scheint bisweilen, als ob er überhaupt im ganzen geistlichen Stande ein pseudochristliches Element sähe. Natürlich steht er hierin nicht allein: im „Kunden" hören wir gar viele Stimmen derselben Tonart. So sagt z. B. der Proletarier-Philosoph Franz Wald: „Die Menschheit wird älter — der Sack des Gewissens schwerer — die Gesetzbücher dicker — die Kirche fetter — der Mensch ärmer."

Und nun geben wir Gregor Gog das Wort. In Heft 7/8 1929 sagt er:

Wir haben die Not getragen, lange, allzulange schon, die uns aufgebuckelt wurde von denen, die uns Armut predigten und selber schlemmten und praßten und das Geld zu Bergen aufhäuften; die uns Gerechtigkeit predigten und die wirklich Gerechten noch immer ans Kreuz schlugen oder in die Zuchthäuser und Gefängnisse sperrten, die uns Wahrhaftigkeit predigten und selber lügen und fortlügen, daß die Wahrheit beinahe verloren ging unter den Menschen; die uns Liebe und Güte predigten und selber — —: da! seht sie euch an die Schlachthäuser und Schlachtfelder ihrer Liebe und Güte! Die Kirchen und Paläste! Die Elendsquartiere in den Großstädten, die Pennen und Asyle und den Zug der Millionen Ausgebeuteter! Ausgestoßener! Sklaven! So sieht ihre Liebe und Güte aus ... Wir wurden heimatlos, aber wir fanden die Heimat. Vaterlandslose Gesellen wurden wir und fanden den Menschen wieder am Ursprung: den Sohn der Erde, das Kind der Erde! Verlorene Söhne waren wir und fanden heim ...!

Wohlan! Unser Vaterland ist die Erde und nicht der Staat! Staat ist Diebstahl und Betrug an der Erde, denn des Menschen Vaterland ist die Erde und nicht der Staat! Staat — das ist die Gesellschaft mit unbeschränkter Haftung der Raubtiere „von Gottes Gnaden". Ihr Gott ist der Bauch und der Geldsack. Sie mordeten die Völker und schufen die Nationen. Sie versklavten die Nationen und schufen die Parteien. Sie drängten die Menschen ab von der Erde und erfanden das „Jenseits". Wo ist das Jenseits? Meine Freunde — überall dort, wo noch der brüderliche Mensch lebt, der Sohn der Erde, jenseits von Kirche und Staat, jenseits der Parteien, jenseits der Nationen, jenseits „dieser Welt".

So ist ihm die Kirche der Verrat an Jesus, „jenem großen, brüderlichen Menschen, dessen Namen sie mißbraucht und lästert". Ja, die Kirche ist ihm geradezu „die Lästerung des ewigen, lebendigen Gottes". Sie ist „die Residenz des Fürsten dieser Welt", dessen „Hauptquartier Rom ist". So findet Gog denn für die Geistlichen die derbsten Ausdrücke; sie sind die Pfaffen, welche auch die Hölle erfunden haben, und sind die einzigen, „die, da es so etwas in Wahrheit gibt, hineinkommen". Nicht in der Gottheit Jesu, sondern in seiner brüderlichen Liebe zu allen Menschen sieht er die Größe dieses Mannes. Und ein andrer „Kunde", der „Maler-Vagabund" Hans Tombrock, der wie viele noch uns in einem Abriß in sein Innenleben blicken läßt, bekennt sich als einen Sucher nach dieser Menschengröße und findet sie nirgends:

Den Menschen suche ich in seiner wahrsten Gestalt, in seiner absoluten Gleichheit im Kern, seiner Güte, Liebe. Ich suche die Menschlichkeit im Menschen. — Ich finde ihn nicht, nie und nirgend, und muß ihn doch suchen, als einen, der sich selbst verloren hat und sich nun wiederfinden muß, sich und aller Kreatur zum Wohle.

Wie Tombrock also die Lösung der Lebensfragen darin sieht, „den verlorengegangenen Menschen in uns und in euch wiederzufinden", so auch Gregor Gog. Sein Weg dazu aber ist: die konventionellen Fesseln abstreifen, sich an keine verlogene Moral und Sitte binden.

Der Vagabund geht den Weg der inneren und äußeren Verneinung dieser Ordnung für Sklaven und Sklavenhalter, um sich, den Menschen, bejahen zu können. ... Jetzt ist wieder einmal die Zeit gekommen, wo der Mensch im Chaos der Lebensverhältnisse, im Chaos seiner Gesellschafts„ordnung" zu ersticken droht. Und wieder sind es die Vagabunden, die Landläufer, die „Heimat"losen, die den noch möglichen Ausweg aus der Not gehen, die um die Lösung wissen, da sie sie begehen, „erfahren". Sie sind wach geworden, wach gebrannt, weil sie am tiefsten am Leben gelitten haben, durch jene, die ums Leben herumleben, die aus dem Kern des Lebens herausgefallen sind, sich und allen anderen Menschen zur Not und zum Tod. (Der Kunde, Heft 1/2 1928).

So will Gog verstanden sein, wenn er sagt:

Nehmt den Vagabunden als den verlorenen Sohn auf dem Heimweg zum Vater. So offenbart sich euch Sinn und Ziel eines immer wieder neu mißverstandenen Schicksals durch die Zeiten. (Ebenda.)

Wie die um Gog aber zu diesem Vater-Gott stehen, wie sie ihn erkennen, das ist in vieler Hinsicht lehrreich und soll nicht verschwiegen bleiben. In Heft 3/4, 1928 bringt ein Kunde namens Keege einen Aufsatz „Von Tieren, Menschen und dem lieben Gott". Aus dem Abschnitt „Der liebe Gott" sei hier Folgendes wiedergegeben:

Ich meine (mit den Worten „lieber Gott") nicht Gott. Nie würde ich jemals ein häßliches Wort über ihn sprechen, im Gegenteil, unser Verhältnis ist ein durchaus freundschaftliches. Ich trete für ihn ein. Man glaubt gar nicht, wie nett er sein kann, wenn man ihn ausnahmsweise nicht für einen Massenmörder und nicht für einen vermuckerten Bürokraten hält. Soweit er sich etwas daraus macht, leidet er unter dieser Zumutung. Aber wir beide haben sehr wenig zu klagen über einander und haben uns lieb. Wir haben aber kaum Zeit zur Lüge und sind nicht imstande, uns mit feierlichem Schwulst und in einer unerquicklichen Distanz anzureden. Wir reden auch keinen Unsinn miteinander, wie: bitte, danke, wie groß bist du und allmächtig, hau meine Feinde auf den Kopf und sperre die Ungläubigen in die Hölle — also wirklich, solche Kindsköpfe sind wir nicht, wir zwei Beide. Wenn wir besonders gut gelaunt sind, lachen wir über euch (euch, nicht wahr, ihr versteht doch, ihr da unten?) und besinnen uns lange, ob es noch irgend etwas Unwichtigeres gäbe als euch. Das gibt es natürlich nicht; wir haben das auch schon vorher gewußt. ...

Also ich meine wirklich nicht Gott. Denn wir lieben uns. Liebe aber hat nichts zu tun mit dem devoten Abnehmen eines fettigen

Gutes; sie hat noch weniger zu tun mit einem schmierigen Tonfall. Wenn ich eine vernünftige Frau, die ich liebe, so anrede, wie ihr euren Gott, so haut sie mir eine runter. Sie hätte so Unrecht nicht. Daran erkennet, Gläubige, die unendliche Liebe Gottes. Ohne diese wäre des Prügelns kein Ende.

Ich meine also im Folgenden *nicht* Gott. Ich meine, liebe Gemeinde, jenen wahnsinnig gewordenen, geschäftemachenden Fetisch, der im Kriege sich vermaß, die deutschen Gläubigen gegen die französischen Gläubigen zu hetzen und umgekehrt, immerzu mit seinem billigen Segen; der englische Schiffe segnete und deutsche Schiffe segnete und sie dann aufeinander losließ — und wahrscheinlich kicherte, als die ganze Bescherung mit samt dem schönen Segen versoff: *diesen* meine ich, diesen unsäglichen Popanz, in dessen Namen dieses brennende Verbrechen geschah. Und ich tue ihm damit nichts an. Denn er *ist* nicht. Er *war* auch nicht. Er ist eine Name. Er ist das Pseudonym von Leuten, die jetzt, in diesem Augenblick, rufen: „Gotteslästerung!" und eigentlich gelästert fühlen sich selbst. Dieses Pseudonym „lieber Gott" ist nichts als ein Teil ihrer Belange. ...

Eins jedoch mag wohl beachtet werden: die innere Abkehr des Gogschen Kreises von unsrer Gesellschaftsmoral und vom kirchlichen Glaubensleben entspringt durchaus nicht blinder Gehässigkeit oder gar einer Gottesfeindschaft. Im Gegenteil. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß ich Gog — und nicht nur ihn allein — trotz seiner Rauhbeinigkeit für einen im Innersten seines Wesens religiösen Menschen halte. Nur bewegt sich seine Religiosität nicht in den herkömmlichen Formen. Auch die Ablehnung der geschichtlich gewordenen Formen des menschlichen Gemeinschaftslebens — sie ergibt sich ja aus der Ablehnung des Geistes dieser Welt —, also unsrer vielgepriesenen Menschheitskultur, resultiert aus dieser religiösen Grundstimmung. Und darum darf hier wohl darauf verwiesen werden, daß es solche Versuche, gegen den Strom zu schwimmen, bereits im Altertum gegeben hat. Ich denke hier an die Rekhabiten im alten Israel, die ein halbes Jahrtausend hindurch Gegner der kanaanäischen Kultur Israels gewesen sind. Ja man könnte sogar in Johannes des Täufers Lebensführung einen schwachen Nachklang uralten Protestes gegen die herrschende Kultur erblicken.

Ausdrücklich sagt ja auch Gregor Gog:

Der Begriff der Sünde beginnt mit der Kultur. Natur kennt keine Sünde. Sünde ist: Bruch der Natur im Menschen. Sündigen heißt also: Natur brechen, gegen die Natur verfehlen. Das hat nicht das Geringste mit Moral zu tun, im Gegenteil: Moral beginnt genau dort, wo der Bruch eingetreten ist. Moral ist Vertuschung des Bruches. ... Sünde und Moral gehören zusammen. Natur ist weder moralisch noch unmoralisch. ... (Wir müssen erstreben) die Überwindung des Bruches. Zuerst des Bruches der Natur im Menschen. Daraus folgt das Andere: die Überwindung des Bruches außerhalb des Menschen — die Heilung des gesamten Lebens — die Heiligung der Welt!

In diesem Sinne erklärt Gog auch das tiefe Wort Jesu: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Ich und der Vater sind eins" (Gog, Tagebuch des verlorenen Sohnes, Der Kunde 1928. 3/4). Und selbst da, wo Gog sich einen Revolutionär nennt, legt er diesem Worte nicht einen politischen Sinn unter, sondern einen sozialen, diesen aber in seiner ganzen Tiefe, eben weil er das menschliche Gemeinschaftsleben auf die einzig reale, das dauerhafte Glück der Menschheit verbürgende, Basis stellen möchte: auf die Grundgesetze der Natur. Und die Natur ist ihm *Gottes*. Darum kann er sagen: „Revolution ist Re—evolution. Wohin? Zurück zum Ursprung, zum Ur-Sprung, d. i. zurück *vor* den *Sprung*!" Der Sprung aber, den der Mensch getan, war der in die Sünde, indem er sich abkehrte vom naturgemäßen Leben. So stellt uns der alte Wanderer Gog hier vor eines der größten Menschheitsprobleme, das auch im engeren Sinne ein theologisches Problem ist. (Schluß folgt)

Dresden. Richard E Funcke

Das Geheimnis der Stunde

Geschrieben in Südtirol

Das geschlossene Siedlungsgebiet des deutschen Volkes in Europa zählt heute 8 (acht!) politische Gebilde: das Deutsche Reich, die Schweiz, Österreich und Luxemburg, daneben Danzig und das Memelgebiet, Liechtenstein und das Saargebiet. Außerdem wohnen, vom Muterkörper losgerissen, im Nordosten, Osten und Südosten, vom polnischen Korridor bis Bessarabien und dem Rätestaat Wolga-Deutschland, zerstreut etwa zehn Millionen Deutsche. Schließlich hat die Entente, die nach der Botschaft Wilsons das Selbstbestimmungsrecht und die Völkerbefreiung bringen wollte, im Westen, Süden und Norden uns mehr als zwei Millionen Volksgenossen geraubt. Durch den „Völkerfrieden" von 1919 ist in Europa kein Volkstum so zerstückelt worden wie das unsrige. Eine zwölffache deutsche Irredenta hat der Völkerbund gutgeheißen. Damit sind wir in unserer äußeren politischen Entwicklung um mindestens 50 Jahre zurückgeworfen.

Nun ist uns Zeit gegeben, die Innenfragen zu lösen, damit das „*Dritte Reich*", die höchste Form des völkischen Nationalismus, sich gestalten kann als Vorbild für alle anderen Völker. Sollte jemals der Völkerfriede Wirklichkeit werden, müssen zuvor alle nationalen Forderungen in der Außenpolitik und innenpolitisch alle sozialen Probleme gelöst sein. Für diese großen Aufgaben waren das Deutsche Reich Bismarckscher Prägung und die Habsburger Monarchie nicht reif, eben so wenig wie die heutigen deutschen und österreichischen Freistaaten der bürgerlichen Demokratie.

Die Entente mußte uns zerschlagen, nicht weil sie uns irgendwie sittlich überlegen war (sie ist längst dem Untergang geweiht!), sondern damit wir in aller Bescheidenheit und in der Stille neue Schläuche für den wahren atlantischen Völkerbund anfertigen sollen. Für den neuen Geist der Völkerversöhnung wählte die Entente die alten Schläuche der Gewalt, des Imperialismus und des Militarismus. Daß diese Schläuche reißen müssen, hat das kluge Amerika sofort erkannt, „denn Niemand füllt man neuen Wein in alte Schläuche!" Daher ist es auch dem Völkerbunde nicht beigetreten und präsentierte später als Ersatz den Kellogg-Pakt. Aber auch dieser wird sich als unzulänglich erweisen.

Inzwischen haben wir, indem wir als letztes Volk ganz langsam zur nationalen Einheit reifen, die neue Form zu schaffen, auf die alle jungen Völker in ihrer Seelen Sehnsucht warten. Fascismus und Bolschewismus sind nur vorübergehende Lösungen. Wie alle zentralistischen Schöpfungen, erscheinen sie den Menschen der heutigen Kulturstufe zu starr, zu absolutistisch, zu abgeschlossen. Nur der Föderalismus kann allem Werdenden gerecht werden. Zu seinem Wesen gehört es, daß er nie fertig sein kann, daher trägt er in sich die Neigung zu ständigem inneren und äußeren Wachstum. Dem Träger eines solchen wachstümlichen Föderalismus werden alle aufstrebenden Völker zujubeln.

Bismarck hatte das Deutsche Reich zu sehr auf den Föderalismus der Fürsten zugeschnitten. Es wird nicht leicht sein, den Weg zu finden zum föderalistisch-unitarischen Volksstaat, der die Eigenart der Stämme und die Verschiedenheit von Nord und Süd, von Mutterland und Kolonialland in jeder Hinsicht zu wahren weiß. Freie Volkheit, kein Obrigkeitszwang, freie Volkskirche, keine Staatskirche, freie völkische Wirtschaft, keine staatliche Zwangswirtschaft, wird die Losung sein. Werden wir aber für diese Parole reif werden? Heute sind wirs sicherlich noch nicht. Denn gleichzeitig fordern Wirtschaft und Recht, Innenpolitik und Auftreten nach außen einen einheitlichen festumrissenen Charakter.

Dreifach wird der Weg sein, der uns zum Ziele führt. Wirtschafts- und Rechts-Union heißt der eine. Genau so wie dem Norddeutschen Bund und dem Deutschen Reich die Zollgemeinschaft vorausging, wird auch heute der Zollverband den Auftakt bilden zum großdeutschen Volksstaat und zum mitteleuropäischen Staatenbund. Im Laufe der Zeit werden nach und nach Österreich und Ungarn, Polen und Danzig, die Baltenstaaten und das Memelland, schließlich auch die Tschechoslowakei der mitteleuropäischen Wirtschaftsunion sich nicht entziehen können. Andere Völker und Staaten werden folgen. Daneben läuft einher die politische Verständigung, folgt der staatliche föderalistische Zusammenschluß, bei dem die deutschen Minderheiten ein gewichtiges Wort mitsprechen werden.

Solange wir in der „Beilzeit" leben, wird auch dieser Weg noch durch Blut und Eisen gekennzeichnet sein. Noch immer besteht das Wort zu Recht: „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt". Aber einst wird der Gewaltweg überflüssig werden, je mehr persönliche und allgemeine Kultur das sittlich-religiöse Niveau der Völker des atlantischen Kulturkreises heben werden.

Neben der Wirtschafts- und Rechts-Union muß also ein zweiter Pfad beschritten werden: Kulturparlamente sind nötig, um den Boden vorzubereiten für die „Heil"-Zeit. Der politischen Vereinigung im Kleinen wie im Großen (Großdeutschland und mitteleuropäischer Staatenbund) muß die Bildung eines einheitlichen Kulturwillens vorangehen. Die geistigen Führer (der Lehrstand, die Armanen) müssen von Zeit zu Zeit ebenso zusammenkommen wie die Vertreter von Wirtschaft und Recht. Auf diesen Kulturtagungen müssen die Probleme der Erziehung und der Volksbildung, der privaten und allgemeinen Körperkultur, der Kunst und Wissenschaft, der Kirche und der Religion, eingehend besprochen und beraten werden. Diesen Kulturparlamenten bleibt es vorbehalten, die letzte metabiologische Bestimmung des Deutschen und die sittlich-geistigen Aufgaben der mitteleuropäischen Kulturzone in einem zielweisenden Kulturprogramm niederzulegen. Für die biologische zeitliche Existenzsicherung zu sorgen, ist Aufgabe von Recht und Wirtschaft, die heute das ganze Kulturleben bestimmen und meistern wollen. Da gilt es, das gestörte Gleichgewicht zwischen Biologie und Metabiologie wieder herzustellen und die Wirtschaft in die ihr gebührende Sphäre zurückzuweisen.

In seinem Hauptwerk hat Schopenhauer ein Kapitel dem metaphysischen Bedürfnis der Menschheit gewidmet. Kirchen wie Universitäten haben versagt bei der Pflege der metaphysischen Sehnsüchte der Gegenwart. Warum stehen heute die breiten Massen den Kirchen und den Akademikern so ablehnend gegenüber? Ein neuer Aufstieg unseres Volkes wird nicht möglich sein ohne eine religiös-kirchliche Erneuerung, ohne die metabiologische Wiedergeburt. Hier berühren wir die brennendste Frage unserer Zeit. Ihre Lösung wird nur erfolgen können auf dem neutralen Boden eines Kulturparlaments, das die schwierige Brücke zu schlagen hat zwischen mittelalterlicher Dogmatik, moderner Wissenschaft und dem Ferment aus dem Osten. Kulturwille steht höher als rechtliche und wirtschaftliche Existenzsicherung, welche nur Mittel, niemals Zweck sein dürfen. In den Dienst unserer geschichtlichen metabiologischen Sendung müssen wieder alle Lebensenergieen der Nation treten, vor allem Recht und Wirtschaft, als Fundament des Volkskörpers.

Aufgabe eines wahrhaft in der Natur der Dinge, d. h. in Gott ruhenden Staates ist es, zu wachen über die Wahrung des metabiologischen Charakters und die Erfüllung der biologischen Lebensnotwendigkeiten der deutschen Volkheit. Das Schicksal mußte uns aus dem industriellen Hetztempo und dem Größenwahn der Wilhelminischen Periode herausreißen, damit wir den Weg zurückfinden zu unserer eigentlichen Mission. Nur in der Stille kann langsam der neue deutsche förderalistische Universalismus in Wirtschaft und Staat, in Kultur und Kirche entstehen. Heute stehen die Einen im Dienste des Naturreiches, die Anderen kämpfen für die Idee des Kaiserreiches, die Dritten wollen nur Diener im Gottesreich sein. Aber aus der Dreiheit soll eine Einheit werden. Alle die verschiedenen Kräfte, welche im deutschen Volkskörper noch gegeneinanderstehen, sollen zu einer einheitlichen Stoßkraft nach außen zusammengefaßt und geformt werden. Wir stehen wiederum vor einem Ausbruch aus dem nordischen Völkerkrater, vor einer neuen Weltüberschwemmung aus der vagina gentium.

Zweimal hat Rom die Welt erobert; das eine Mal schuf es durch einen Überschuß an psychischer Kraft die militärisch-zivilisatorische Einheit der Mittelmeerwelt. Das andere Mal brachte es die geistig-sublimierte, römisch-katholische Kultur den Völkern des Abendlandes. Heute steht Deutschland vor der gleichen Sublimierung, der selben Umwandlung. Der Deutsche soll die Welt nicht mehr erobern durch rohe Gewalt, sondern durch eine neue Idee, durch einen neuen Kulturrhythmus, durch eine neue metabiologische Symphonie. Wir haben Rom aufzuheben, Moskau zu erlösen und Indien zu erfüllen. Wiederum verlagert sich in der Geschichte der Schwerpunkt vom Kaiserreich zum Gottesreich. Das ist das Geheimnis der Stunde, der letzte Sinn der deutschen Tragik.

So wird es Jedem einleuchten, daß der dritte Weg, die politische Zusammenfassung des deutschen Volksmassivs, viel Zeit beanspruchen wird. Es ist a long way —, aber er ist notwendig. Denn nur so kann in den nachfolgenden Geschlechtern der alte Herrscher- und Machtgedanke langsam umgeschmolzen werden — zu dem neuen Gedanken des Dienens und Wachsenlassens der Dinge. Der neue kommende deutsche Kultur-Rhythmus ist angedeutet in der feinen Forderung der Jugend-Bewegung „Erst horchen, dann gehorchen". Mit anderen Worten: das leuchtende Vorbild Jesu „Diener Aller zu sein" und das zur Nachahmung herausfordernde Beispiel Friedrich des Großen, nämlich Diener der ganzen Volkes zu sein, muß erst langsam in Fleisch und Blut der nachwachsenden Jugend lebendig werden. Je mehr unsere kommende Jugend lernen wird vom Herrschen zum Gehorchen, vom Horchen zum Dienen überzugehen, werden wir den Grund legen zu einer neuen Menschheitskultur, damit endlich die biblische Forderung in Erfüllung geht: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".

Blankenburg, Harz Karl Strünckmann

Gustav Adolf-Tage in Breslau

1. Aus dem Jahresbericht

Der Generalsekretär des Vereins, D. Geißler, befaßt sich eingehend mit dem internationalen Minderheitenrecht, das sich seit dem Schluß des Weltkriegs herausbildet. Für die evangelischen Diasporakirchen Litauens, Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns, Rumäniens und Südslawiens ist es von großer Bedeutung, daß in völkerrechtlichen Verträgen und unter besonderem, feierlich vereinbartem internationalem Rechtsschutz allen Bewohnern dieser Staaten, ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit, „Leben und Freiheit" und „allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Volkstums, der Sprache und der Religion" volle staatsbürgerliche Rechtsgleichheit verbürgt wird. Mehr noch: jedem Bekenntnis wird die „freie Religionsübung" zugesichert, und die „völkischen, religiösen und sprachlichen Minderheiten" werden ausdrücklich berechtigt, „auf ihre Kosten Wohlfahrts-, religiöse oder soziale Einrichtungen sowie Schulen und andere Erziehungsanstalten zu errichten, zu leiten und zu beaufsichtigen und in ihnen ihre Sprache frei zu gebrauchen und

ihre Religion frei ausüben." Für Rumänien ist ein konfessionelles Minderheitenrecht ausdrücklich als Autonomie für Kirche und Schule umschrieben. Darüber hinaus heißt es fast in allen Bestimmungen gleichlautend: „In den Städten und Bezirken, in denen polnische (bezw. rumänische usw.) Staatsangehörige einer völkischen, religiösen oder sprachlichen Minderheit in beträchtlichem Verhältnis wohnen, soll für diese Minderheiten ein gerechter Anteil an dem Genusse und der Verwendung der Summen gestellt werden, die in staatlichen, kommunalen oder anderen Haushaltplänen für Zwecke der Erziehung, der Religion oder der Wohlfahrt ausgeworfen werden." Daran schließt Geißler die Bemerkung: „Wenn mit dieser Bestimmung Ernst gemacht würde, dürfte ein großer Teil der Nöte und Sorgen unsrer Diaspora behoben sein, selbst wenn der ‚gerechte Anteil' nur rein ziffernmäßig nach der Bevölkerungszahl festgestellt wird."

Deutschland ist diesen Bestimmungen nachgekommen. „Die Verordnung der preußischen Regierung über das polnische Schulwesen in Preußen vom Dezember 1928 und die entsprechenden Maßnahmen in Nord-Schleswig und den beiden Lausitzen regeln ebenso großzügig wie staatsklug und vorbildlich das Bildungswesen der Nichtdeutschen in Deutschland." Österreich hat das Kulturleben seiner nichtdeutschen Minderheiten in Kärnten und im Burgenland durchaus freiheitlich geregelt. Auch Ungarn hat begonnen, den 600000 Deutschen seines jetzigen Staatsgebietes Unterricht in der Muttersprache zu gewähren; doch befriedigt die Regelung noch nicht, zumal da es für die ungarländischen Deutschen überhaupt keine höheren Schulen gibt und für die deutsche Lehrerausbildung ebenso unzulänglich gesorgt ist wie für die Ausbildung deutscher Pfarrer. In den übrigen Ländern, den Siegern oder Gewinnern im Weltkrieg, stehen die Schutzbestimmungen nur auf dem Papier. Der Minderheitsschutz gilt zumeist nur als eine schonende Auffaugung der Minderheit durch die Mehrheit. Namentlich aber führt die wirtschaftliche Lahmlegung der Minderheiten zu ihrer Vernichtung. Aus den polnisch gewordenen Gebieten sind mehr als eine Million Deutsche ausgewandert, wahrhaftig nicht aus Wanderlust, „sondern weil ihnen der Boden für die Existenz unter den Füßen weggezogen wurde. Die noch dortgebliebenen sind, versucht man durch Wirtschaftsdruck zu proletarisieren, um sie entweder zum Weichen oder zum Nachgeben gegenüber der Assimilierung willig zu machen." Der oberste polnische Gerichtshof hat sogar die Zwangsverschickung während des Krieges, wie sie Russen geübt hatten, für eine Unterbrechung der Pachtdauer von Landgrundstücken erklärt, wodurch das Recht auf Eigentumserwerb am Pachtland verwirkt wird; die Leidtragenden sind bei dieser Rechtsauffassung die deutschen evangelischen Kolonisten in Wolhynien. In Rumänien hat die sog. „Agrarreform" der Sachsenkirche ungeheuern Schaden getan. Der Schaden beziffert sich auf 60 Millionen Mark; die Entschädigung betrug ein Fünfzigstel bis ein Hundertstel des Wertes. Durch diese Enteignung ist, im Zusammenhang mit anderen Vermögens- und Erwerbsschädigungen, die Sachsenkirche so geschwächt, daß sie allen Ernstes an einen Abbau ihres schön entwickelten Kirchen- und Schulwesens denken muß. Denn 280 (!) Prozent der Staatssteuer für Kirche und Schule aufzubringen, wie es von der Gemeinde Kronstadt berichtet wird, ist auf die Dauer einfach untragbar.

Eine vollkommene Lösung der Minderheitsfrage wird solange nicht zu erzielen sein, als man überhaupt von Mehrheit und Minderheit redet, statt von Völkern und Volksgruppen. Das setzt aber eine ganz wesentliche Erweichung des gegenwärtigen Staatsgedankens voraus. Es ist noch nicht ganz hundert Jahre her, daß — in der Vertreibung der Zillertaler aus ihrer Heimat — der letzte Ausläufer des konfessionellen Territorialprinzips sein Unheil verrichtet hat. Seitdem ist unbestritten, daß ein Staat zur Blüte, ja zu machtvoller Kraftentfaltung kommen kann, auch wenn seine Bürger zweierlei Glaubens sind. Es bedeutet nur einen Schritt weiter auf diesem Weg, wenn nun auch das nationale Territorialprinzip problematisch wird. Die Sorge um die Staatssouveränität läßt das Gros der Staaten noch nicht zu dieser Erkenntnis vordringen. Auch die römische Kirche ist durch ihre politsche Gebundenheit daran gehindert, dem christlichen Gewissen furchtlos ihre Stimme zu leihen, wie das Beispiel Südtirol, aber auch das von Straßburg und Metz beweist. Die Kirchen des Morgenlandes sind unfrei nach außen wie von innen. Um so mehr liegt hier eine Aufgabe des Weltprotestantismus; die wichtigste Hilfeleistung, die er auf seinen einander fast jagenden Versammlungen der notleidenden Christenheit Europas leisten könnte, wäre die Befriedung des Kampfes der Nationen und Staaten gegen ihre nationalen und religiösen Minderheiten.

Es empfiehlt sich dringend, die Ausführungen Geißlers im Einzelnen nachzulesen und zu durchdenken; der Jahresbericht, in dem sie niedergelegt sind, ist vom Zentralverband des Gustav Adolf-Vereins, Leipzig C 1, Weststraße 4, zu beziehen.

Mit demselben Widerstreben, mit dem vermutlich Geißler zu kämpfen hatte, folgt man ihm, wenn sein Jahresbericht von dieser Lebensfrage der Christenheit zu dem Verhältnis zwischen Gustav Adolf-Verein und Lutherischem Gotteskasten übergeht. Dort, aus der Not heraus geboren, eine Weltweite, die uns evangelischen Deutschen noch vor 15 Jahren als unmöglich erschienen wäre; hier, trotz aller Not, ein Festhalten am engsten Konfessionalismus, ja ein Rückschritt hinter den Modus vivendi, den vor Jahren die Auseinandersetzung zwischen Rendtorff und Theodor Kaftan gefunden hatte. Kaftan wollte die allgemeine Fürsorge für die evangelische Diaspora dem Gustav Adolf-Verein überlassen und den lutherischen Gotteskasten auf sein konfessionelles Sonderwerk, die Fürsorge für das spezifische Luthertum in evangelischen Kirchengebieten, beschränken. Neuerdings sieht die Leitung des lutherischen Gotteskastens den Unterschied zwischen beiden Liebeswerken in einer angeblich anderen Zielsetzung und anderen Erfolgen. Der Gotteskasten wolle in erster Linie Glaubensleben erwecken, während der Gustav Adolf-Verein „auf manchen nicht unwesentlichen Wert", nämlich auf die Erweckung des Glaubens, verzichten müsse und in erster Linie Mittel zum kirchlichen Leben gewähre. Auch die Haltung des Gustav Adolf-Vereins in nationalen Fragen sei „vom Stadpunkt der lutherischen Kirche aus unverständlich und untragbar". Aber das ist dem Gotteskasten als tragbar erschienen, daß, als der Gustav Adolf-Verein einen Sachverständigen nach Australien schickte, um die Lage der dortigen lutherischen Gemeinden und ihr Verhältnis zur Heimatkirche kennen zu lernen und zu Wiederbelebung der gegenseitigen Beziehungen beizutragen, zwar der Vorsitzende des Gotteskastens ein gutes Gelingen der Fahrt wünschte, gleichzeitig aber der inzwischen verstorbene Ehrenvorsitzende durch einen Uriasbrief (der Ausdruck ist am Platz, auch wenn ihn Geißler vermeidet) dem Abgesandten des Gustav Adolf-Vereins unüberwindliche Hemmnisse in den Weg warf. Über diesen Handel ist ein besonderes Beiheft der „Evangelischen Diaspora" erschienen; es sind offenbar noch viele Steine wegzuräumen, bis das evangelische Deutschland reif wird für den Weltprotestantismus.

2. Aus der Arbeit des Vereins

Die Gesamteinnahme ist in den Jahren 1926 bis 1928 von 1843073 über 1852198 auf 2037853 Mark gestiegen, hat also nunmehr den Betrag von zwei Millionen

Mark erreicht. Diese zwei Millionen Mark sind ganz aus freiwilligen und zumeist aus kleinen und kleinsten Gaben zusammengekommen; also steht hinter ihnen ein namhafter Teil unsrer evangelischen Bevölkerung. 135 081 Mark stammen übrigens aus Hauptvereinen jenseits der Reichsgrenzen, davon 36 726 aus Posen und 37 948 aus Schweden; mithin kommen noch immer nicht ganz fünf Pfennige auf den Kopf der deutschen Protestanten*).

Lehrreich sind die Einnahmen einzelner Hauptvereine, verglichen mit der Stärke ihres Kirchengebietes. Die Zahlen betreffen das Jahr 1928, die Bevölkerungszahlen das Ergebnis der Volkszählung von 1925.

	Ev. Bevölkerung	Einnahme	auf den Kopf
Hamburg	985 000	11 070	1,1 Pfennig
Lübeck	121 093	2 628	2,1 „
Berlin	5 400 000	118 380	2,2 „
Kiel	1 361 000	32 787	2,4 „
Bremen	290 400	12 400	4,0 „
Leipzig und Dresden	4 465 000	231 608	5,0 „
Frankfurt	220 000	12 273	5,6 „
Andrerseits:			
Stuttgart	1 722 000	165 799	9,6 „
Darmstadt	885 000	105 637	11,9 „
Speyer	545 000	68 390	12,5 „

Diese Übersicht besagt: je mehr Großstadtbevölkerung, desto geringer sind die Einnahmen. Die drei Hauptvereine, die die stärkste Einnahme aufweisen, sind großstadtarm und großstadtlos. Es verlohnte sich, zu untersuchen, ob diese Feststellung auch für die sonstigen kirchlichen Liebeswerke zutrifft.

Andrerseits ist zu berücksichtigen, daß in den Hauptvereinen Stettin und Kassel trotz ihrer meist ländlichen oder kleinstädtischen Bevölkerung nur 2,5 und 3,3, in Baden aber trotz seiner Großstädte Mannheim und Karlsruhe 8 Pfennig auf den Kopf treffen: Baden nach der Einnahme von 1927 berechnet. Außer dem kommunalen Aufbau der Bevölkerung kommen also noch andere Gesichtspunkte in Betracht; z. B. die konfessionelle Zusammensetzung: die Hauptvereine mit den geringsten Einnahmen umfassen rein evangelisches, die Hauptvereine mit den stärksten Einnahmen konfessionell stark gemischtes Gebiet.

Einzelne Erscheinungen entziehen sich unsrer Deutung. Woher kommt es z. B., daß in der Rheinprovinz nur 4,8, in dem soziologisch, wirtschaftlich und kirchlich gleichartigen Westfalen aber 8 Pfennig Gustav Adolf-Opfer auf den Kopf treffen? Auffallend bleibt Jahr für Jahr die geringe Beteiligung Hannovers: 1928 nur 2,5 Pfg. auf den Kopf. Ob dieser Ausfall durch starke Beiträge zu dem konfessionell lutherischen Gotteskasten wettgemacht wird?

Die Mitwirkung der Frauen tritt, soweit sie in den Einnahmen zum Ausdruck kommt, besonders in den Hauptvereinen Dresden und Münster zu Tage; in Dresden stammt ein volles Drittel der Einnahmen von den Frauenvereinen.

Im Ganzen muß gesagt werden, daß die Einnahme des Gustav Adolf-Vereins noch immer weit hinter dem idealen Wert seines Namens und seiner Feste und dem realen Wert seines Werkes zurücksteht. Der gleichlaufende, katholische Bonifatiusverein hat im Berichtjahr 3 455 313 Mark, das ist bei 20 Millionen deutscher Katholiken 17 Pfennige auf den Kopf, aufgebracht. An seiner Gesamteinnahme ist der Klerus mit 24 Prozent beteiligt. Die Einnahme wiegt um so schwerer, als die katholische Volksschicht wirtschaftlich hinter der evangelischen weit zurücksteht. Unser evangelisches Kirchenvolk hat allen Grund, in diesem Punkt von den Katholiken zu lernen!

Über die Verwendungen legt der Zentralverband eine Übersicht, nach Gebieten geordnet, für das Jahr 1927 vor.

*) Und wie ist der Geldwert gesunken! D H

Länder	Zahl der Gemeinden	durch den Centralvorstand RM.	von Vereinen direkt RM.	insgesamt RM.
Deutsches Reich	1087	88 047,68	512 974,13	601 021,81
Deutsch-Österreich	105	60 239,71	52 506,83	112 746,54
Tschechoslowakei	107	48 896,61	31 487,68	80 384,29
Polen	116	128 456,36	65 706,21	194 162,57
Litauen	4	17 000,—	1 817,14	18 817,14
Lettland	3	17 900,—	175,—	18 075,—
Estland	4	6 300,—	1 522,89	7 822,89
Rußland	—	30 153,23	11 670,64	41 823,87
Ungarn	15	10 870,—	400,—	11 270,—
Jugoslawien	23	20 377,12	3 583,90	23 961,02
Rumänien	53	24 882,80	7 718,05	32 600,85
Orient	8	3 106,61	2 176,20	5 282,81
Griechenland (Athen)	1	29 798,40	—	29 798,40
Italien	7	7 265,50	1 386,—	8 651,50
Frankreich	—	2 200,—	534,81	2 734,81
Afrika	6	3 375,—	200,—	3 575,—
Südamerika	16	28 628,03	9 728,37	38 356,40
Stipendien	—	71 495,75	3 630,—	75 125,75
Sonstige Unterstützungen	—	35 263,20	35 658,69	71 929,89
	1555	635 264,—	742 876,54	1378 140,54

Hiernach kommt reichlich die Hälfte der Gustav Adolf-Gaben der deutschen und deutsch-österreichischen Diaspora und nur die knappe Hälfte der Auslandsdiaspora zu gute. Über 1000 reichsdeutsche Gemeinden bedienen sich noch immer der Gustav Adolf-Hilfe! Die deutschen evangelischen Landeskirchen wälzen also noch immer Aufgaben, die sie selbst zu lösen hätten, auf die Liebestätigkeit der freien Vereine ab*)! Hierin muß Wandel geschaffen werden. Wir bleiben bei der Forderung, die wir seit Jahren aufstellen: erst die ausländische und darnach die inländische Diaspora. Auch die anderen Forderungen werden wir nicht müde Jahr um Jahr zu erheben: die Hauptvereine müssen sich dazu verstehen, der Zentralkasse stärkere Mittel zuzuführen als bisher; und das gemeinsame Liebeswerk wird erst dann ein wirkliches Werk, wenn ihm die Hauptvereine viel größere Beträge zuwenden. Ein Zehntel aller Einnahmen für das gemeinsame Liebeswerk!

Die Zahl der Hauptvereine beträgt 39, davon acht außerhalb der Reichsgrenzen.

3. Vom Verlauf der Tagung

Die schlesische Provinzialkirche nimmt fast in allen statistisch erfaßbaren Äußerungen des kirchlichen Lebens einen rühmlichen Platz ein. Sie steht z. B. im Abendmahlsbesuch weitaus an der Spitze aller altpreußischen Provinzialkirchen und wird darin mit ihren 36,7 v. H. prozentual nur von der Grenzmark Posen-Westpreußen übertroffen. Desgleichen weist sie den höchsten Prozentsatz von Trauungen konfessionell gemischter Paare und mit Abstand die größte Zahl von Übertritten auf. An diesem hohen Stand nimmt auch die Breslauer Stadtkirche, trotz Großstadt, gebührend teil. Sie hat aus alter Zeit eine größere Zahl stattlicher Gotteshäuser überkommen und ist in den letzten dreißig Jahren mit dem Bau neuer Kirchen und Gemeindehäuser dem Wachstum der Stadt planmäßig und ausreichend gefolgt. Und zwar hat sie große Kirchen, mit 1200 bis 1500 Sitzplätzen, gebaut, und die Kirchen sind stets gut besucht. Sie hat sich auch von der Reformation und Gegenreformation her eine festgefügte kirchliche Sitte und, bei aller Toleranz gegen die katholische Minderheit, ihr tapferes protestantisches Ehrgefühl bewahrt. So war der Gustav Adolf-Verein in Breslau einer glänzenden Aufnahme sicher; er hatte dort überdies erst einmal, vor 80 Jahren, getagt.

Am Eröffnungssonntag predigten in allen Kirchen auswärtige Pfarrer; die Kirchen waren durchweg bis auf

*) Ist das noch immer so? Als ich jung war, hatten wir sogar im Königreich Sachsen eine Diaspora! Aber die sächsische Landeskirche stellte das damals ab. D H

den letzten Platz besetzt. Am Nachmittag war die Jahrhunderthalle gefüllt, wie noch niemals, seitdem sie besteht: 15 000 Menschen im Innern und 5000 vor der Halle im Freien, trotz strahlenden Sommerwetters! Am Abend übte ein Kirchenkonzert in der Magdalenenkirche die gleiche Zugkraft aus. Der förmliche Festgottesdienst, Dienstag Abends um 8 Uhr, führte der Elisabethenkirche 3000 und der Magdalenenkirche 2000 Menschen zu. Desgleichen waren bei allen übrigen Versammlungen Saal und Kirchen gedrängt voll. Das Kirchenvolk stand geschlossen hinter dem Gustav Adolf-Verein.

Der Gottesdienst in der alten Elisabethenkirche, dem größten Gotteshaus der ganzen Stadt, empfing seine besondere Weihe durch seine musikalische Ausgestaltung. Der Wechselgang zwischen dem Liturgen, Professor Steinbeck, und dem Chor machte ihn überaus eindrucksvoll. Der prachtvolle Tenor, die würdige Haltung und die vorzügliche Aussprache des Liturgen ließ jede Silbe, fast jeden Hauch des Wortes zu seinem Recht kommen. Und der Chor erwiderte ergreifend schön. Wie denn überhaupt die Kirchenchöre in Breslau besser zu sein scheinen als vielfach anderwärts. Ob das darin liegt, daß sie aus bezahlten Kräften bestehen?

In helles Licht trat auch das Verhältnis zwischen Kirche und Schule. Alle evangelischen Schulen hatten das Fest durch Vorträge über den Gustav Adolf-Verein vorbereitet. In der Jahrhunderthalle wirkte, unter Leitung eines Lehrers, ein Chor von 2000 Schülern und Schülerinnen, am Eröffnungsabend der m. W. interkonfessionelle Lehrergesangverein mit. In 22 besonderen Schulgottesdiensten sprachen Diasporapfarrer zu der Jugend. Unter den, übrigens meist guten, Begrüßungspauken ragten die des Vertreters der Technischen Hochschule und des Religionsdozenten der Pädagogischen Akademie durch Verständnis der Sache und Wärme des Tones hervor.

Als Festgabe überreichten die Schlesier 116 000, die schlesischen Gustav Adolf-Vereine außerdem noch über 9000 Mark. Eine Festgabe von 125 000 Mark hatte der Gustav Adolf-Verein noch nicht erlebt, auch nicht vor drei Jahren in der reichen Rheinprovinz. Aus dem bedrängten Schlesien und in einer Zeit der drückenden Wirtschaftsnot dargebracht, stellt diese Gabe der Opferwilligkeit des Kirchenvolks — keine einzige schlesische Gemeinde hatte sich der Sammlung verschlossen — und dem Geschick und Eifer des Festausschusses ein glänzendes Zeugnis aus.

Die gemeinsame Liebesgabe, mit 36 000 Mark für die siegende Gemeinde etwas höher als in den letzten Jahren, fiel dem Evangelischen Alumnat in Lissa zu.

Für 1930 luden Stuttgart und München ein; die Einladung Stuttgarts wurde angenommen.

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Tagung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes

1. Vom DEF

Die von Delegierten aus allen Teilen Deutschlands beschickte Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes (DEF), an der er auch sein dreißigjähriges Bestehen feiern konnte, fand am 20. und 21. September in Marburg statt. Aus kleinsten Anfängen hervorgegangen, besteht der Bund jetzt aus 18 Verbänden mit 185 Ortsgruppen, 560 Einzelmitgliedern und 163 angeschlossenen Vereinen. Seine Gesamtmitgliederzahl beträgt 225 000. Diese stolze Entwicklung verdankt er zum großen Teil seiner mit hervorragenden geistigen Fähigkeiten ausgestatteten ersten Vorsitzenden, Frau Paula Müller-Otfried, die den Bund mit unermüdlicher Tatkraft und Hingabe seit vielen Jahren führt. — Es ist hier nicht meine Aufgabe, von dem äußeren Verlauf der Tagung zu berichten, das haben die Zeitungen getan. Ich möchte dagegen von den Fragen sprechen, die während der Tagung berührt wurden, von den Kräften, die im Bunde lebendig sind, und von den Aufgaben, die sich daraus für ihn in Zukunft ergeben. —

Es ist von den verschiedensten Seiten, Bundesmitgliedern und Vertreterinnen anderer Vereine und Verbände, ausgesprochen worden, daß diese Tagung sich auszeichnete durch den ernsten Arbeitswillen der Frauen, daß die nichtöffentlichen und öffentlichen Verhandlungen und Vorträge eine Menge wertvoller Einsichten, Anregungen und Antriebe, aber nicht einen eigentlichen Höhepunkt gebracht haben, der alle in einem einzigen mächtigen Gefühl zwingend in sich vereinigt hätte. Aus verschiedenen Ursachen, die ich nachher zeigen werde, konnte dies auch nicht der Fall sein bei dem Vortrag des Herrn Professor D. Wilhelm Koepp aus Greifswald über das Thema „Das evangelische Christentum im Wandel der Gegenwart", trotzdem dieser Vortrag in mehr als einer Beziehung eine Leistung ersten Ranges war. Aus der Fülle der Gedanken, die er brachte, will ich versuchen, das zusammenzufassen, was sich mir bei gespannter Aufmerksamkeit und oft fast atemlosem Zuhören als das Wichtigste eingeprägt hat.

2. Koepps Vortrag

Jede Gegenwart, so auch die unsre, trägt zwei Gesichter. Das erste zeigt das, was als Erbe der Vergangenheit in der Gegenwart noch „west" und „verwest". — In der Geschichte wechseln Zeiten der Sehnsucht mit Zeiten der Erfüllung ab. Eine Zeit der Erfüllung war für unser Volk die Epoche von 1870 an, die Zeit Wilhelms I., später die Wilhelms II. Während aber die erste Zeit in ihrer Gesamtheit noch innerlich beseelt war, die Menschen dieses Abschnittes die Erfüllung nie ganz im Diesseits suchten, sondern sich des eschatologischen Hintergrundes jedes Daseins deutlich bewußt blieben, so verschwand dieses Bewußtsein allmählich; der Ausbau des Reiches ging mehr und mehr auf rein diesseitige Ziele; ein Realismus griff um sich, der sich von dem echten Wirklichkeitssinn, der Leben und Tod umfaßt und aneinander wertet, weit entfernte. Um das Jahr 1900 begann diese Krisis äußerlich in die Erscheinung zu treten, wovon die seelenlosen innerlich verlogenen Bauten jener Zeit noch heute ein trauriges Zeugnis ablegen. Das Ich, seiner inneren Bindung und seines Sinnes beraubt, zerspaltete sich in eine Anzahl von Kräften; die Gesellschaft fing an, sich aufzulösen; das Sexualleben, diese geheimste Wurzel aller Kultur zerfiel in sich selbst. Auch die Kirche wurde von diesem Niedergang ergriffen. Der Krieg brachte die Krisis zum Ausbruch, sie ging über das ganze Abendland hinweg wie ein Wirbelsturm, sein tosendes Zentrum war Deutschland. Wohl lebte eine Kriegsfrömmigkeit auf, aber sie verblaßte, als der einfache Mann zu sehen meinte, daß es nicht nur einen deutschen Gott, sondern auch einen der anderen Völker gäbe. — Wie stand die Jugend dieser Krisis gegenüber? Auf der berühmten Tagung auf dem hohen Meißner 1913 erklärte sie, im Protest gegen die alte Generation, ihre eignen Wege gehen zu wollen; in romantischer Naturseligkeit und innigem Versenken in alte deutsche Musik hatte der Wandervogel dies schon über zehn Jahre getan. Nun kam der Krieg, die Revolution; alle alten Werte stürzten, aber auch der neuromantische Traum war ausgeträumt. Eine völlige Desillusionierung des ganzen Volkes, auch der Jugend, trat ein, eine strenge nüchterne Sachlichkeit, die sich auf das Gebiet der Religion ausdehnte und mit ihrer Kritik auch vor den letzten Schranken nicht Halt machte.

Mit strengster Sachlichkeit hatte der Redner selbst bis hierher das erschütternde Bild gezeichnet, einer Sachlichkeit, die manchen als Kälte erschienen ist. Dem feineren Ohr konnte freilich nicht entgehen, mit welch leidenschaftlich schmerzlicher Spannung der Redner, der um 1900 Fünfzehnjährige, diese ganze Epoche miterlebt hat. Dies

kam immer noch verhalten, aber doch deutlicher zum Ausdruck, als er nun fortfuhr: er würde nicht gewagt haben, dieses furchtbare Bild zu zeichnen, wenn er nicht, freilich nur visionär und in undeutlichen Umrissen, einen Ausblick in die Zukunft zu geben hätte: das zweite Gesicht der Gegenwart!

Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir der Reifezeit unsrer Kultur entgegengehen. In der Frühzeit, im Mittelalter, war des Ich gebunden; es wurde frei durch Renaissance, Humanismus und Reformation, bis es das absolute Ich im Ich des Menschen zu denken wagte. Eine Steigerung war nicht mehr möglich, der Zerfall trat ein; aber wie der Zerfall des Atoms ungeheure Energien frei macht, so sind auch ungeheure Kräfte des Ich frei geworden zur Entfaltung; ein Pluralismus der Kräfte ist eingetreten, eine Differenzierung, die immer das Zeichen der Reife ist. Aber zugleich fängt die harte Erziehung zum echten Wirklichkeitssinn an, Früchte zu tragen, indem eine Selbstbesinnung auf das existentielle Ich des Menschen stattfindet. Die Zeit fängt an, ihre eigne Sinnlosigkeit zu richten, wie dies in der Literatur deutlich zum Ausdruck kommt. Zugleich ist ein Suchen und Tasten nach dem existentiellen Ich alles Seins, zu Gott, der in Christus offenbar wurde. — Die Gesellschaft, wie Sandkörner zur losen gestaltunfähigen Masse geworden, fängt an, sich neu in Gesinnungsgemeinschaften zu bilden; der „Parteismus", die Bindung durch gleiche äußere Interessen zerfällt; bis in die Kreise der Jungnationalen hinein geht diese Bewegung. Dem Redner erscheinen die Gedanken des Jungdeutschen Ordens am zukunftsreichsten. — Die Ehe, sowohl der patriarchalischen wie der romantischen Form entwachsen, wird zur freien Wahlehe zwischen zwei ihres existentiellen Ichs bewußten Menschen, zur lebenslänglich bindenden echten „Kameradschaftsehe". Schnöde ist dies herrliche Wort durch den heutigen Mißbrauch entweiht worden. Gerade bei solchen Ehen wird sich dann allmählich — genau wie beim religiösen Erlebnis — das Gefühl (ein armes Wort für eine unnennbare Sache!) einstellen, nicht gewählt zu haben, sondern für einander erwählt worden zu sein. — Die Menschen dieser Zukunft entgegenführen zu helfen, ist die Aufgabe evangelischen Christentums. Möge auch der DEF eine Lichtgestalt auf diesem Wege in die Zukunft sein.

Damit schloß der Redner.

3. Die Moral davon

Manche, namentlich die älteren Zuhörerinnen mögen von der harten Aburteilung einer Zeit, in der sich der größere Teil ihres eignen Lebens, und eines redlichen tapferen Lebens, abgespielt hat, schmerzlich berührt worden sein. Andre werden an das eigene Elternhaus gedacht haben, das in einer äußerlich glänzenden, innerlich sich verdunkelnden und verarmenden Zeit, im stillen Lichte der Ewigkeit gestrahlt hat. Es waren aber auch Stimmen, die aufjubelten: Gott sei Dank, daß wir endlich von der Herrschaft der Phrase loskommen! — Wieder Andre, und das waren nicht die Dümmsten, bekannten ehrlich: Manches war uns zu hoch, wir sind philosophisch nicht genügend vorgebildet, als daß wir immer hätten folgen können. — Endlich vermißten Einige der tiefsten und feinsten Gemüter größere Wärme religiösen Empfindens. Diesen Letzten kann man erwidern, daß die Desillusionierung, die der Redner so gründlich und treffend schilderte, wie es nur bei einem Selbsterleben möglich ist, zwar nicht die Buße selbst, aber die unerläßliche Vorbedingung dazu ist, daß ferner einem Menschen, der so fein von „Erwählung" sprechen kann, das Zentralerlebnis christlichen Glaubens bekannt sein muß.

Aber aus diesen Einwendungen geht doch hervor, daß der großen Masse unserer gebildeten evangelischen Frauenwelt Eins fehlt: nämlich die nähere Beschäftigung mit philosophisch-theologischen Fragen. So konnten viele nicht erkennen, daß die ihnen oft so fremdartigen Ausdrücke Dinge und Vorgänge bezeichnen, die ihrer eignen tiefsten Lebenserfahrung schon vertraut sind. Hier scheint mir nun eine der Hauptaufgaben des DEF für die kommenden Jahre zu liegen; denn ich wüßte nicht, welche große evangelische Frauenorganisation diese Arbeit sonst in Angriff nehmen sollte. Die katholische Frau weiß im Allgemeinen mit den Grundbegriffen ihres Glaubens besser Bescheid. Bei ihr liegen die Dinge ja auch wesentlich einfacher. Aber wenn die gebildete evangelische Frau in den Geisteskämpfen der kommenden Jahrzehnte ihren „Mann" stehen will, dann müssen wir von ihr eine bessere Durchbildung in Glaubensfragen als bisher verlangen, auch eine gewisse Bekanntschaft mit philosophischen und theologischen Gedankengängen und ein Verständnis für das, worum es in diesen Kämpfen eigentlich geht; sie wird erstaunt sein, wie nahe das alles sie selber angeht. Man wende nicht ein, daß dies ein schöner Traum ist. Karl Barth weist am Schluß seines Römerbriefes darauf hin, welch schwierige theologische Gedankengänge der Apostel Paulus seinen Lesern und Leserinnen zumutet.

Der DEF ist bemüht, seinen Mitgliedern in straffer Zucht parlamentarische Schulung beizubringen. Er leitet sie ferner an, sich in Gesetzesparagraphen zu vertiefen und über deren praktische Auswirkungen nachzudenken. Ich selbst verdanke dem DEF seit den fünf Jahren, in denen ich Mitglied bin, in dieser Beziehung sehr viel. Deshalb wird er auch die neue Forderung erfüllen können. Ein Anfang dazu ist insofern gemacht, als die Ortsgruppen im letzten Jahre angewiesen waren, Studienkommissionen zur Besprechung des Themas „Spannungen zwischen modernem Leben und evangelischem Christentum" zu bilden. Das ist an einigen Orten geschehen, und an diese Abende, an denen die Meinungen oft hart aufeinander platzten, denken alle Teilnehmerinnen mit größter Freude.

4. Weitere ernste Themata

Über das Thema: „Im Kampf um sittliche Reinheit in der Fürsorge" sprach Frau Stadtoberinspektor Friedel Nothig aus Hannover. Der DEF darf es sich zur Ehre anrechnen, daß er seit seinem Bestehen für Abschaffung der Reglementierung und Kasernierung eingetreten ist. Das ist geschehen; seit zwei Jahren ist das Gesetz darüber in Kraft getreten. Es war nun überaus erfreulich, wie die Rednerin mit strengster Sachlichkeit alle Einwände brachte, die immer gegen das Gesetz bestanden und aus den oft unerfreulichen Folgeerscheinungen, die sein Inkrafttreten zeitigte, neue Nahrung saugen. Sie betonte dagegen den Fortschritt, der darin liege, daß nun endlich mit der doppelten Moral gebrochen sei, und daß dadurch — prinzipiell — ein Schandmal von unserm Geschlecht genommen worden sei. Zuletzt wandte sie, die sonst bewußt auf jedes rhetorische Pathos verzichtet hatte, sich mit innerer Wärme gegen das Wort, daß die Prostitution eine Notwendigkeit sei, mit der man sich abzufinden habe.

Merkwürdigerweise kam mir bei diesen nur allzu aktuellen Fragen das Buch Rudolf Ottos: „Das Heilige" in den Sinn, seine tiefen Ausführungen über die „Sünde" und die Erzählung nach einer Talmudstelle, die das Verzweifeln des Menschen am „Fortschritt" zum Ausdruck bringt. Viele unserer jungen Fürsorgerinnen, die mit glühendem Idealismus in die Arbeit gehen, sind, wie mir eine Kennerin der Verhältnisse sagte, manchmal nach zwei Jahren ganz verzweifelt über dieses Meer von Elend, dessen Bekämpfung ihnen völlig aussichtslos erscheint. Und kann man diesen jungen Mädchen wie überhaupt allen Berufstätigen, die von früher Jugend an in schwerer anstrengender Arbeit stehen, noch dazu den Verzicht auf außerehelichen Geschlechtsverkehr, also das natürliche Liebesverlangen des jungen Menschen, zumuten, nur auf Grund der landläufigen praktischen christ-

lichen Moral oder auf Grund eines Glaubens, dessen rationale Begriffe über das Konfirmandenmaß nicht viel hinausgehen? Ist nicht für diese ganze desillusionierte sachliche Generation die rational-theologische Darstellung des Glaubens der einzige Weg, der sie wieder an das eigentliche christliche Glaubenserlebnis — nach Rudolf Otto — heranführen kann, das dem Elend der ganzen Welt gewachsen ist, an diese verschlossene Tür im Innersten jedes Menschen, die nur die Gnade öffnen kann?! Wo sich uns zunächst die Erkenntnis erschließt, daß die „Sünde", dieses unheimlich Irrationale, dessen eine furchtbar praktische Auswirkung die Prostitution nur ist, zwar nie eine Notwendigkeit ist, mit der man sich abzufinden hat, aber doch eine „Wirklichkeit", mit der die Menschheit immer rechnen muß, eine ewige Spannung, die keine bloß sittliche Anstrengung je zu überwinden vermag, eine Spannung, der gegenüber jeder äußere „Fortschritt" zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt. —

Am selben Nachmittag noch vor dieser Rednerin sprach Frau von Kraut aus Stuttgart über das Thema „Im Kampf um sittliche Reinheit in der Lebensgestaltung". In trefflichen Ausführungen, die von großem Ernst getragen waren, ermahnte sie vor allem die Mütter, die sexuelle Aufklärung ihrer Kinder selbst zu übernehmen, sprach über die Gestaltung der christlichen Ehe und wendete sich scharf gegen die moderne Form der Ehe auf Zeit oder der Kameradschaftsehe. — In der Diskussion bekannte eine überaus sympathische junge Frau von sich, daß sie glücklich verheiratet und Mutter von fünf jungen Söhnen sei, daß sie daraus aber nicht das Recht ableite, aburteilend über die zu sprechen, die, äußerlich in weniger glücklicher Lage als sie, sich lieber zu einer — vorläufig — zeitlich begrenzten Bindung bekennen wollten, als in vielen verschiedenen Liebeleien Befriedigung suchen. Der temperamentvolle Beifall, den eine Anzahl von jungen Mädchen, anscheinend Fürsorgerinnen, diesen Ausführungen spendete, zeigte, wie sehr sie das Herz der Jugend getroffen hatten. — Hatte denn die erste Rednerin Unrecht? Gewiß nicht, aber die Begründung ihrer Forderung der außerehelichen sexuellen Enthaltsamkeit ging doch nur von rein praktisch sittlichen, also innerweltlichen Gesichtspunkten aus, und nie wird eine sittliche Forderung irgend eine Kraft haben oder im Menschen zur Überwindung auslösen, wenn sie nicht aus dem innerlichen Erschauern und Erzittern (tremendum) vor der Gottheit kommt, vor dem Heiligen, das zugleich das höchste Gut (fascinans) ist, dem zu Liebe man alles Irdische opfern kann. So blieben auch diese prächtige junge Frau mit ihrer Milde und die frischen jungen Mädchen, mit ihrer scheinbar so gerechten Forderung an das Leben, im Unrecht. Denn das „Heilige" mit seiner irrationalen Forderung des absolut Guten ist nicht weniger eine Wirklichkeit, d. h. ein Wirkendes, das Leben schafft und Leben zerstört, als die irrationale „Sünde". Auch hier erhebt sich die Forderung nach religiöser und theologischer Vertiefung, nicht um müßiger Spekulation willen, sondern um mit den brennendsten Tagesfragen fertig zu werden.

5. „Frauenhülfe" und Kirche

Wie steht nun der DEF zu der andern großen evangelischen Frauenorganisation, der „Frauenhülfe" und wie zur Kirche?

Manche werden dabei vielleicht lächelnd an Bismarcks Wort denken: „Zwei schöne Mädchen in einem Hause — das geht nicht." Aber dies Wort trifft hier doch nicht zu. Die Frauenhülfe ist ein ausgesprochen kirchlicher Verein, der DEF steht als der Frauenbewegung angehörend selbständig neben der Kirche. Aber sie kann sich keinen treueren Bundesgenossen wünschen. Denn der DEF sucht die Fragen und Aufgaben, die an ihn herantreten, im Geiste evangelischen Christentums zu lösen, und es wäre zu begrüßen, wenn sich der evangelische Pfarrer zu seiner Entlastung noch mehr als bisher die Kräfte dienstbar machte, die durch den DEF geweckt und erzogen werden. Allerdings muß er sich über Eins völlig klar sein. Wie die Frau — nach D. Koepps Wort — sowohl der patriarchalischen als der romantischen Form der Ehe entwachsen ist, so kann die Frau des DEF auch nicht mehr im Pfarrer ihren geistlichen Vormund sehen, sondern sie ist sich des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen voll bewußt, sie steht ihm als selbständige Persönlichkeit gegenüber und will auch als solche gewertet werden. Aber mit lebenslänglicher tiefer Dankbarkeit empfinden es solche Frauen — ich habe Zeugnisse davon — wenn der Pfarrer als ein Bruder in Christo ihr Seelsorger ist, wenn er ihnen beisteht in schwerem Leid oder in geistlichen Nöten. Und sollte bei manchem Pfarrer noch eine gewisse Scheu bestehen, derartig selbständige Persönlichkeiten zum Gemeindedienst heranzuziehen, so ist diese Furcht unbegründet. Gerade diese General-Versammlung hat es wieder bewiesen, daß die Fülle eigenartiger und selbstbewußter Persönlichkeiten im DEF für gegenseitige Abschleifung sorgt und zu sachlicher Einordnung in ein großes Ganze zieht.

6. Ausklang

Die Generalversammlung schloß mit einem auslandsdeutschen Abend, an dem außer dem Geheimen Regierungsrat v. Dryander Frauen aus Danzig, dem Saargebiet, Österreich und Siebenbürgen sprachen. Es ist sehr zu begrüßen, daß der DEF dieser Sache erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, denn die Beschäftigung mit dem Auslandsdeutschtum ist geradezu eine Hochschule für vorurteilsfreies und großzügiges politisches Denken. Unsere auslandsdeutschen Brüder und Schwestern leben in Ländern mit den verschiedensten Staatsformen, sie brauchen, um ihr Deutschtum unter schwierigsten Verhältnissen zu behaupten, nicht nur eine treue redliche Gesinnung, ein charakterfestes Wollen, sondern auch eine geschickte Anpassungsfähigkeit an die jeweilige Lage.

Der DEF identifiziert sich mit keiner Partei, und tatsächlich gehören seine Mitglieder verschiedenen politischen Parteien oder Richtungen an. Was er als Aufnahmebedingung fordert, ist Liebe und Treue zum deutschen Volkstum und Vaterland und das Bekenntnis zum evangelischen Glauben, und er kann sich in diesen beiden Punkten auf alle seine Mitglieder verlassen. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß er auf diesem Wege weiter geht, und daß er die Macht, die er jetzt schon mit seinen 225 000 Mitgliedern darstellt, zum Besten unseres Vaterlandes und unserer evangelischen Kirche benutzt — nach dem Wort, das aus Jahrtausenden zu uns herüberklingt, das der Dichter einst einer Frau in den Mund gelegt hat, und das uns wie ein erstes Ahnen des Christusgeistes im Griechentum grüßt:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!

Erfurt Katharina Hamel-Funke

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Das Marburger Religionsgespräch in schweizerischer Beleuchtung

Das Religionsgespräch von Marburg 1529 war nicht nur eine Auseinandersetzung zwischen Luther und Zwingli, sondern der Anfang einer Verhandlung zwischen dem lutherischen Deutschland und der reformierten Schweiz. In Marburg kamen 1929 vor allem Lutheraner in allen Hauptvorträgen zum Wort. Es mag daher nach den vom Augenblick bestimmten reformierten Äußerungen von Wert sein, hier noch eine Stimme aus der Schweiz zu hören, die ja doch damals der Wortführer der reformierten Interessen gewesen ist und die seither ebenso ihrer reformierten Überlieferung treu geblieben ist, als sie sie durch gesamtprotestantische Gesichtspunkte ergänzt und erweitert hat.

Der Tag von Marburg war die Geburtsstunde des protestantischen Konfessionalismus und zugleich der evangelischen Einigungsbewegungen. Jener Konfessionalismus hat sich vierhundert Jahre lang tief ausgewirkt, fruchtbar und furchtbar, als Entfaltung

mannigfachen evangelischen Lebens und zugleich als Hemmung einer gemeinsamen protestantischen Politik oder doch wenigstens einer Arbeitsgemeinschaft. Der 15. Artikel des Marburger Protokolls und die Abwehrgeste Luthers beherrschten lange die kirchliche Lage.

Seit bald hundert Jahren erinnert man sich aber wieder, daß jenem 15. Artikel der Uneinigkeit 14 andere vorausgingen, in denen Luther und Zwingli einig geworden waren. Aus dieser Erkenntnis ging ein doppelter Versuch hervor, jenes Stück Einheit auch kirchlich zum Ausdruck zu bringen. Der erste war die Union in einigen deutschen Landeskirchen. Der zweite war die praktische internationale Zusammenarbeit protestantischer kirchlicher Organisationen. Beide haben unter bewußtem Verzicht auf eine theologische Konkordienformel oder eine kirchliche Fusion, also in voller Anerkennung und Wahrung des konfessionellen Eigengutes, nicht nur ein friedliches Zusammenleben und -wirken ermöglicht, sondern eine latente Einheit des europäischen Protestantismus vorbereitet.

Diese latente geistige Einheit sichtbarer und organisatorisch wirksamer zu machen, war der Sinn der Gedächtnistagung in Marburg. In diesem Sinne wollten wohl alle Äußerungen in Marburg, unbeschadet der theologischen Gegensätze, der Unterschiede der Kirchen und Länder, der Verschiedenheit der Temperamente gedeutet werden. Diesem Zwecke dienten vor allem die drei Hauptvorträge von Köhler, Hermelink und Otto.

Die historische Darstellung des Marburger Gesprächs durch Köhler suchte nicht nur eine geschichtliche Rekonstruktion des Verlaufs zu geben, sondern bemühte sich auch die Problematik der damaligen Lage in heutigen theologischen Begriffen herauszuarbeiten. Durch die Art und Weise, wie das geschah — Luther als Vertreter des objektiven, Zwingli als Verteidiger des subjektiven Elements in der Abendmahlslehre — würde allerdings heute mancher Reformierte vielleicht etwas gewaltsam sich auf Luthers Seite gestellt fühlen. Man begriff gerade hier, warum Calvin mehr als Zwingli heute als maßgebender Vertreter des reformierten Standpunktes angesehen wird. Der Vortrag von Hermelink war bedeutsam durch die Verbindung des Konfessionalismus mit dem protestantischen Einheitsgedankens. Statt gegenseitiger Bekämpfung der Konfessionen eine Bejahung ihres Wertes und eine Herausarbeitung des gemeinsamen zu wahrenden Erbes der Reformation, wie es im Besitz der Bibel, in der Rechtfertigung durch Glauben allein, in der Betonung der Gemeinde und des allgemeinen Priestertums, im unmittelbaren Zugang zu Gottes Gnade gegeben ist.

In beiden Vorträgen wurde sichtbar, wie der Protestantismus eine Einheit in Mannigfaltigkeit, vor allem eine Einheit der Grundkonzeption des religiösen Verhältnisses besitzt.

Professor Otto suchte dieser bestehenden Einheit einen organisatorischen Ausdruck zu geben durch Aufweisung der gemeinsamen Aufgaben des Weltprotestantismus und die Forderung eines organisierten Zusammenschlusses. Jene Aufgaben liegen sowohl in der Stärkung des protestantischen Einheitswillens als in der Stärkung der umfassenden ökumenischen Bewegung, die auch mit einem protestantischen Pfeiler unterbaut werden sollte.

Aber der Protestantismus hat gerade um seiner Geistigkeit willen den organisatorischen Aufgaben gegenüber bisher das geringste Interesse gezeigt und stets eher an die Kraft und Bedeutung eines geistigen Zusammenhangs, einer geistigen Bewegung als an die Macht einer Organisation geglaubt. Er sucht daher mit einem Mindestmaß von Organisation auszukommen. Gegen eine straffe Durchorganisierung des protestantischen Kirchentums wurden bei voller Zustimmung zur grundsätzlichen Forderung von schweizerischer und amerikanischer Seite Bedenken geäußert. Sie richteten sich einmal gegen die Gefahr einer Verdoppelung einer bereits bestehenden Organisation, der „Europäischen Zentralstelle", die schon in weitem Maße den erhobenen Forderungen entspricht, da sie von einer Gesamtkonferenz offizieller evangelischer Kirchenvertretungen getragen und einem Internationalen Ausschuß unterstützt wird, in dem alle evangelischen Kirchenbünde der Welt neben anderen evangelischen Kirchen vertreten sind. Damit wurde übrigens die Forderung Ottos begrüßt, einfach diese Zentralstelle weiter auszubauen, obschon sie bisher gelegentlich auch orientalisch-orthodoxen Werken Hilfe gebracht hatte, was der Weltprotestantismus im Zeitalter von Stockholm grundsätzlich noch stärker tun dürfte.

Ein internationaler protestantischer Zusammenschluß liegt zunächst in der Linie der schweizerischen Reformation. Calvin sagte, er wollte gerne zehn Ozeane durchqueren, wenn er dadurch etwas für die Sache der Einheit tun könnte, und tatsächlich ist auf der Grundlage des Calvinismus nicht nur zuerst ein internationaler Protestantismus entstanden, sondern auch 1877 der erste internationale Zusammenschluß einer Konfessionsfamilie.

Als dann die Schweizer zusammen mit Erzbischof Soederblom und Dr. Macfarland in Oud Vassenar 1919 eine Annäherung der Kirchen befürworteten, dachten sie eigentlich in erster Linie an einen Zusammenschluß protestantischer Kirchen, arbeiteten dann aber auch eifrig an der statt dessen einsetzenden ökumenischen Bewegung von Stockholm mit. Auch Lausanne führte die Protestanten näher zusammen. Nicht aus Gegensatz gegen einen anglikanischen oder orthodoxen Block, sondern weil sich in der Auseinandersetzung ganz von selbst die tiefe Verwandtschaft aller evangelischen Kirchen in den Grundkonzeptionen ergab. Da in Lausanne bereits eine gemeinsame Besprechung evangelischer Kirchenvertreter stattgefunden hatte, streckte der Schweizerische Kirchenbund noch in Lausanne einen Fühler aus nach den benachbarten Kirchenbünden, um die Frage einer gewissen Annäherung der protestantischen Kirchen in Fluß zu bringen. Marburg fiel daher zeitlich in die Reifungs- und Prüfungszeit dieser Anregungen. Die grundsätzliche Frage ist bei solchem protestantischen Zusammenschluß wichtiger als die methodische oder organisatorische, die in Marburg vielleicht etwas zu stark in den Vordergrund geschoben wurde durch den Wunsch, die Konferenz in etwas Greifbares ausmünden zu lassen. Das Problem ist daher nach seiner geistigen Einwurzelung und tiefern Bearbeitung in Marburg stärker gefördert worden als nach seiner organisatorischen Auswirkung.

Die reformierte Schweiz hat aber dem gesamtprotestantischen Interesse noch auf andere Weise kräftige Förderung angedeihen lassen. Und zwar durch die praktische Tat. Während nach dem Kriege allerlei konfessionelle Hilfswerke entstanden, ein lutherisches ausschließlich für Lutheraner, ein baptistisches für Baptisten, ein methodistisches für Methodisten hat die Schweiz ihr Hilfswerk von Anfang an auf einen gesamtprotestantischen Boden gestellt. Ihre Hilfsmittel kamen lutherischen Kirchen und Werken mindestens ebenso sehr wenn nicht mehr als den reformierten zu gute. Das geschah schon dreißig Jahre lang in der Arbeit des Vereins für die Evangelischen in Österreich und Nachfolgestaaten und im protestantisch-kirchlichen Hilfsverein.

Diese Tätigkeit ist ein praktischer Beweis für die Stellung des schweizerischen reformierten Protestantismus zu den gesamtprotestantischen Aufgaben, die sich heute aufdrängen. Die kleine Schweiz, die das Mutterland der internationalsten reformatorischen Bewegung geworden ist, läßt sich bei aller Wahrung ihrer reformierten Eigenart nicht vor den Wagen bloß konfessioneller Interessen spannen. Sie tritt vielmehr freudig ein für die Annäherung und Zusammenarbeit evangelischer Kirchen und für die Aufnahme gesamtprotestantischer Aufgaben, für die der Weltprotestantismus innerhalb der größeren ökumenischen Bewegungen reif zu werden beginnt.

In diesem Sinne ging die schweizerische Abordnung im September nach Marburg, mit dem uns alte geistige Beziehungen verbinden. Weder die schwache Vertretung der deutschen lutherischen Wortführer, noch die Reserve gegenüber ungenügend vorbereiteten organisatorischen Vorschlägen vermag diese grundsätzliche Stellung zu beeinflussen. Die reformierte Schweiz ist bemüht, jedes Körnlein gegenseitigen Verständnisses und echt evangelischer Solidarität auf der Grundlage der gemeinsamen reformatorischen Botschaft zu pflegen, und wenn es ein Thema gibt, das in der Schweiz besonderer Beachtung sicher ist, so ist es dies: Was sich Lutheraner und Reformierte gegenseitig verdanken.

Genf Adolf Keller

Kolonien?

Weltjugendtagung 28. Juni bis 4. August auf der Freusburg *)

Der deutsche Vorbereitungsausschuß für einen Weltbund der Jugend hatte zu einer Weltjugendtagung über die Kolonialfrage auf die Freusburg eingeladen.

Weiße Kolonialinteressenten, Kolonisatoren und Befürworter des Kolonismus standen dort Farbigen aus englischen, französischen und holländischen Kolonien zur Aussprache vor europäischer und amerikanischer Jugend gegenüber. Als Vertreter der Deutschen Kolonialgesellschaft sprach ein höherer Beamter von anerkanntem Ruf aus dem früheren Deutsch-Ost-Afrika. Andere deutsche kolonialinteressierte Gruppen, die in einem gewissen Gegensatz zu der erwähnten Gesellschaft eine Abkehr von den bisherigen Kolonialmethoden auf ihre Fahne schreiben und sich zum „Bund für koloniale Erneuerung" zusammengeschlossen haben, hatten ihren Vorsitzenden und ihren Geschäftsführer entsandt, einen früheren Reichsminister (Dem.) und einen christlichen Gewerkschaftssekretär. Moderne französische Kolonialverwaltung suchte ein jugendlicher Anwärter von der Pariser **Ecole coloniale** ins rechte Licht zu stellen.

Aber keine Kolonialpolitik, weder die bisherige, noch die versprochene gewandelte, weder erfahrene, noch ausgemalte, weder deutsche noch englische, französische noch holländische begegnete Zustimmung bei den anwesenden Farbigen. Von Gemeinsamkeit oder gar Bruderschaft zwischen Kolonisatoren und Kolonialeingeborenen war mit keinem Worte und keinem Gedanken die Rede, geschweige denn etwa gar von Dankbarkeit innerlich gewonnener Nichteuropäer. Nur Gegensatz kam zum Ausdruck zwischen diesen beiden Gruppen, mehrfach sogar in allerschärfster Form, zumal dann, wenn die farbigen Gäste der Tagung sich durch koloniale Gewohnheiten oder Redewendungen bitter beleidigt fühlten und erregt mit gleicher Münze zahlten. Durch die verhältnismäßig doch nur geringe Zahl der Asiaten konnten natürlich nicht alle Schattierungen unter den vielen Hundertmillionen der Kolonialvölker zum entsprechenden Ausdruck kommen. Immerhin spiegeln sie das, was heute in der Welt der Andersrassigen vor sich geht, treffender wieder, als es weiße

*) Der Bericht erschien auch im „Mutigen Christentum". Ausnahme! D H

Kolonisatoren aussprechen könnnen. Diese Farbigen sahen aller Kolonialerwerbung tiefst zu Grunde liegen das Bestreben, niedergehaltene Völker durch kapitalistischen Imperialismus auszubeuten, und empfanden sich unter jedem System als Kolonialopfer. Wie es Opfer der Sklaverei, des Militarismus, des Alkoholkapitalismus usw. gegeben hat und gibt, denen die Interessenten und Gläubigen noch so sehr die wirtschaftlichen und anderen Notwendigkeiten oder Segnungen dieser Erscheinungen auseinandersetzen mögen, ohne sie überzeugen zu können, ebensowenig ließen diese Kolonialen sich durch irgendwelche wirtschaftlichen, rassischen oder religiösen Darlegungen überzeugen, daß sie weiße Herren haben müßten. Sie wollten eben nicht länger Kolonialopfer bleiben und nur noch von den Weißen etwas wissen, die ihnen auf jede Weise hülfen frei zu werden, wie etwa Sowjetrußland und dessen Gesinnungsgenossen. Auch Weiße, die bei allem Wohlwollen doch zu solchem Schritte nicht bereit wären, erschienen ihnen als Verzögerer ihrer Befreiung. „Weg mit ihnen! Weg auch mit unseren Tagores und Gandhis! Wenn ihr sie in Europa brauchen könnt, nehmt sie! Uns schaden sie nur! Sie verlängern nur das Massensterben unter unseren ausgebeuteten Klassen und ihren Kindern!" Solche Worte eines Inders deuteten an, welchen Widerhall in anderen Rassen findet, was in Europa und von Europa aus geschehen ist und geschieht.

Kommunisten waren ebenso wie die äußerste politische Rechte unter der deutschen Jugend nur durch gelegentliche Tagungsgäste vertreten. Sonst war die bunte Mannigfaltigkeit der Jugendbewegung vorhanden, bündische, bürgerliche und sozialistische Gruppen ebenso wie jüdische, katholische, evangelische u. a. Unter den Engländern, Holländern, Franzosen, Schweizern, Tschechen, Polen, Russen, Amerikanern befanden sich ein paar Kommunisten, die in gegenseitiger Offenheit und Achtung rege daran mitarbeiteten, daß man sich verstand und zu Ergebnissen kam.

In dieser Beziehung war besonders wertvoll die Anwesenheit der amerikanischen Delegation. Ihre achtzehn farbigen Mitglieder verstanden besser als Andere, was in den kolonialen Farbigen vor sich ging, und durch das, was sie am Amerikatage über die politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zurücksetzung ihrer Rasse berichteten, vielfach aus persönlichen Erlebnissen, halfen sie den Europäern zu einem lebendigeren Eindrucke der ganzen Rassenfragen, als die es sonst empfangen konnten. Daneben berichteten jene amerikanischen Neger von dem unaufhaltsamen Aufstiege ihrer Rasse in Wirtschaft und Wissenschaft, Kunst, Erziehung und Industrie und ließen uns schauen, was sich vorbereitet, ohne dabei Programmschlagworte etwa von Weltrevolution usw. abzuleiern, vielmehr hin und wieder eine so ergreifende Schlichtheit äußernd, daß der europäischen Jugend hier etwas von dem Positiven entgegentrat, wonach sie mehrfach vergeblich gefragt hatte. Wir hörten wohl von tausendfachem, himmelschreienden Unrecht, aber nicht bloß von leidenschaftlichem oder gar hemmungslosem Sichaufbäumen dagegen, sondern vom gemeinsamen konstruktiven Aufbauen in einer Seelengröße, die aus letzten Quellen floß. Hinzu kam, daß Wesen und Worte des weißen Führers dieser Delegation, des Professors und Chapleins der Fisk University, beispielhaft zeigten, wie das Verhältnis zwischen Farbig und Weiß sein kann und sein sollte. Eine grundandere Art als die zwischen weißen Kolonisatoren und farbigen Kolonialen.

Nachdem die grundsätzlichen Fragen und die Lage in verschiedenen Gebieten der Erde behandelt waren, verteilten sich in den letzten Tagen die Teilnehmer in drei größere Arbeitsgruppen, die auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete die Ergebnisse zusammenfassen und Fingerzeige für positive Arbeit herausarbeiten sollten. In der vorgelegten Entschließung sagte die politische Arbeitsgemeinschaft: im Gegensatz zu dem kolonialen und halbkolonialen System „erkennt die Jugend rückhaltlos das Recht aller Völker auf völlige Unabhängigkeit und ihr Recht, über ihr Schicksal selbst zu bestimmen, an. ... Das Bestreben der imperialistischen Mächte nach Erhaltung und Ausdehnung ihrer Machtstellung führt zur Aufrüstung und bedeutet eine ständige Kriegsgefahr. Die Jugend will keinen Krieg zur Unterdrückung der nationalen und sozialen Forderungen der Kolonialvölker führen. Sie erkennt vielmehr diese Forderungen und den zu ihrer Verwirklichung erforderlichen politischen und wirtschaftlichen Kampf der unterdrückten Völker als berechtigt an und ist gewillt, sie in ihren Forderungen mit allen Kräften zu unterstützen. ... Deutschland insbesondere darf sich nicht dadurch, daß es von den seebeherrschenden Mächten Kolonialmandate annimmt, in die Front der unterdrückenden Mächte gegen die aufstrebenden Völker einreihen und sich nicht in den Kampf um die Verteidigung des absterbenden imperialistischen Systems hineinziehen lassen. Es muß vielmehr das Vertrauen der unterdrückten Völker in zunehmendem Maße zu gewinnen und auf neuen Wegen, die eine friedliche Gemeinschaft gleichberechtigter Völker vorbereiten, führend voranzugeben suchen. Im Besonderen wird für die kolonialen und halbkolonialen Gebiete gefordert:

a) politische und rechtliche Gleichberechtigung aller dort Ansässigen und ansässig Werdenden;
b) Zerstörung des Feudalismus;
c) unbeschränktes Versammlungs-, Vereinigungs- und Organisationsrecht;
d) Presse- und Redefreiheit;
e) Aufhebung der „Zwangs- und Kontraktarbeit" in den Kolonien;
f) durchgreifende Verbesserung der politischen und wirtschaftlichen Lage aller unterdrückten Schichten.

In einem ausführlichen Berichte behandelte die wirtschaftliche Abteilung die Probleme der Siedlung, Wanderung, des Bodens, der Sozialpolitik, der Rohstoffe, der Industrie, des Handels und Weltverkehrs und sagt zusammenfassend: „Die Bewirtschaftung eingeborener Arbeitskräfte, wie sie den Hauptinhalt der bisherigen Kolonialpolitik darstellte, ist ein Bestandteil des imperialistischen Systems. Davon zu unterscheiden ist eine auf Begründung selbständiger bäuerlicher Wirtschaften gerichtete Siedlungspolitik, die entweder weiße Siedler in den Siedlungsgebieten der weißen Rasse ansiedelt oder aber selbständige, lebens- und entwicklungsfähige und unverschuldete Bauernwirtschaften der kolonialen Bevölkerung schaffen will. Eine derartige, durch geeignete sozialpolitische und wirtschaftspolitische Maßnahmen zu unterstützende Politik kann nur in freier Übereinkunft und enger Zusammenarbeit zwischen allen beteiligten Völkern durchgeführt werden. Hierbei ist eine Investierung von Arbeitskraft und Leistungen der führenden Persönlichkeiten in noch höherem Maße erforderlich, als eine Investierung von Kapital; und ferner kann hierbei offenbar kein Verdienst aus imperialistischen Machtstellungen und kapitalistischen Konjunkturen, sondern lediglich ein Entgelt für leitende und ausführende Arbeit erzielt werden. Solche Siedlungspolitik kann nur von der Arbeiter- und Bauernschaft in Verbindung mit den Mittelschichten getragen werden. Sie kann nur dann gelingen, wenn sie sich mit aller Klarheit gegen jegliche imperialistischen und kapitalistischen Prinzipien erklärt und sich vor allem in ihrer Durchführung von imperialistischen Interessen völlig unabhängig hält."

Die kulturpolitische Gruppe nahm Stellung zu Alkohol- und Opiumfrage, zu Zwangsarbeit und Landenteignung in ihren sittlichen Folgen, zu Rassenvorurteilen und illegalen Rassenmischungen, Hygiene, Erziehung und Religion. Sie betonte nachdrücklich die Ehrfurcht vor dem Leben und vor dem kulturellen und religiösen Gut der Andersrassigen: „Jeder Europäer sollte sich zunächst als Lernender fühlen" — und befürwortete den Austausch im Wanderdienst und Ferienaustausch, Studentenarbeit und Heimen nach Art des International House der amerikanischen Quäker und Briefwechsel.

Eine kleinere Gruppe erklärte sich mit diesen Entschließungen als Mindestsätzen einverstanden, stellte aber weitergehende Forderungen auf, wie Zurückziehung der fremden Militärstreitkräfte, Aufhebung der bestehenden Streikverbote, Amnestie für die politischen Gefangenen u. a. m. Gegen die Ablehnung des kolonialen Krieges und der Kolonialerwerbungen für Deutschland stimmte der christliche Gewerkschaftssekretär, der als Einziger der Befürworter von Kolonialerwerbungen am letzten Tage noch unter der Jugend war.

Petzen bei Bückeburg Wilhelm Menshing

Bücher und Schriften

Schicksal und Anteil. Ein Lebensweg in deutscher Wendezeit. Von Heinrich Spiero. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiserverlag. Berlin 1929. 320 S. (Nur für Mitglieder 2.90 M.)

Was ein geistig hochstehender, künstlerischer Mensch binnen 50 Jahren auf deutschem Boden und auf Reisen durch Europa und über See erleben konnte, faßt er gedrängt in diesem inhaltvollen Buche zusammen. Wen hat er nicht alles persönlich kennen gelernt! Mit wem und als was hat er, geschätzt und ins Vertrauen gezogen, die wilhelminische Zeit, den Weltkrieg und was ihm folgte, innerlichst durchkämpfen dürfen! An Liliencrons und Raabes Tisch hat er gesessen, die Brüder Hauptmann und Rathenau waren ihm Freund. Aus Eduard Simons, seines Oheims, Munde hörte er von Goethe, den jener noch besucht, erzählen. Im Kriege war er Mithelfer der führenden Geister; überall stand er dem Mittelpunkte geistiger und politischer Revolution ganz nahe. Und alles dies erzählt er in bester deutscher Prosa, leidenschaftslos, Licht und Schatten gerecht verteilend, manchen Ausspruch und manches Erlebnis aus der Gefahr des Vergessenwerdens errettend, seinen Kindern und Enkeln und allen, die es hören wollen, ein warmherziger Chronist. Und all das erschütternde Geschehen sieht er nur als Vordergrund eines transzendenten Weltwillens an, dem er als Christ sich vertrauensvoll ergibt. Eine seltene Freude für den Bekenner des freigläubigen Protestantismus auch dies, daß ein so weithin Wirkender an die evangelische Kirche und ihre Reformfähigkeit, und das heißt an ihre Zukunft glaubt. Walter Nithack-Stahn

Der Gaukler. Von Auguste Supper. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1929. 348 S. Geb. 7 M.

Der „Gaukler" zieht als Fahrender durchs Land mit seinem Wagen, seinem Pferd Prometheus, seinem Affen Maja und hält in Städten und Dörfern feil, was er an Salben, Säften und Pulvern in seinem Wagenkasten hat. Dabei schaut er den Leuten tief ins Herz hinein, sagt ihnen Wahrheiten, über die sie erschrecken, und weist geheimnisvoll in allerlei Zukunftserleben hinein. Wer ist der Mann? Kein Mensch weiß sein Woher und Wohin, und nur ganz langsam lüftet sich der Schleier etwas über dieser seltsamen Gestalt. Sein Geschick verwebt sich mit einem alten schwäbischen

Städtchen, in Zeiten schwerster Bedrängnis durch Krieg und Verwüstung in den unruhvollen Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Die herbe Bildnerkraft der Dichterin bewährt sich stark in diesem Roman. Gedrängt und gehaltvoll die Sprache, kein Wort zu viel. Ihre Gabe und Leidenschaft, tief hineinzuschauen in das Seelenleben der Menschen, findet vielstimmigen Ausdruck. Sie öffnet sich ganz und ungehemmt dem, was sie erschaut, bis in die dämonischen Tiefen unglücklicher und verderbter Menschen hinein. Um so stärker leuchtet dem gegenüber das zarte Verstehen feinen und aus Tiefen der Frömmigkeit herauswachsenden edlen Menschentums. Ein Buch, das einem zum Gefährten werden kann wie einst der „Herrensohn" der Dichterin (vgl. CW 1917 Nr. 10). Dora Rade

Wöchentliche Chronik

Am 6. Oktober wurde in Marburg eine ständige Religionskundliche Sammlung, von Professor Otto geschaffen, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Bis zum 10. November ist eine Ausstellung „Fremde Heiligtümer", vornehmlich von Basel gestellt, damit verbunden.

Der Kaiserswerter Generalkonferenz gehören 107 Diakonissenmutterhäuser an, 66 deutsche mit 24839 und 41 außerdeutsche mit 7169 Schwestern. Die deutschen Schwestern stehen auf 9105 Arbeitsfeldern (1926: 8471). Die Zahl der Hilfsschwestern ist seit 1926 um 1000 gestiegen.

Die Provinzialsynode von Westfalen beschloß die Schaffung eines Einheitsgesangbuches für Westfalen (in dem es noch ein Minden-Ravensberger Gesangbuch gibt).

In Zell im Odenwald ist eine Glaubens-, Warenvertriebs- und Arbeitsgemeinschaft gläubiger Christen (Glawa) gegründet worden; LL 40 mißbilligt das.

In Brilon in Westfalen ist die erste deutsche Glockengießerschule ins Leben gerufen worden.

Die sozialistische Arbeiterjugend hat 55800, der Evangelische Verband weiblicher Jugend 175000, der Reichsverband der evangelischen Jungmännerbünde über 225000 Mitglieder.

Die nicht ganz 9000 Seelen zählende deutsche evangelische Gemeinde in Kronstadt (Siebenbürgen) bringt jährlich durch Kirchensteuern eine halbe Million für Kirche und Schule auf, auf den Kopf des Gemeindeglieds 55 Mark, fast das Dreifache der Staatssteuer.

Ernesto Buonaiuti sieht sich durch das Konkordat gezwungen, nun auch noch das Priestergewand abzulegen.

Die Leiter der Bewegung für die Verkündigung des Dogmas von der Himmelfahrt Mariä gedenken das Banner des Kreuzzuges gegen die schamlose Mode unter den Schild und Schutz der neuen Verherrlichung der Gottesmutter zu stellen.

Die falschen Gerüchte über einen Übertritt von Mathilda Wrede zur Katholischen Kirche sind dadurch entstanden, daß die russischen Flüchtlinge, in deren Dienst sie ihre letzte Kraft gestellt hatte, gebeten hatten, an ihrem Sarge eine Seelenmesse lesen lassen zu dürfen, was durch einen orthodoxen, nicht einen römisch-katholischen Priester geschehen ist.

Das Blatt des polnischen Außenministers „Epoka" behauptet, daß sie vom Berliner Sender sehr oft Predigten erhielten, die für den polnischen Staat ungünstig seien. Es liege darum im Staatsinteresse, daß die zerstreut wohnenden deutschen Kolonisten Predigten in polnischer Sprache und in polnischem Geiste zu hören bekämen. EvKblPosen

Die polnische Nationalkirche beabsichtigte, sich an den Völkerbund mit der Bitte um Vermittlung zu wenden, um die ihr noch immer vorenthaltene rechtliche Stellung zu erlangen. Ihr Führer Hodur warnt aber in einem in „Polska Ododzona" veröffentlichten Schreiben vor einem derartigen Schritt. Solche Angelegenheiten müsse man im eigenen Hause erledigen. Pz

Der Führer der neuen, vom katholischen Ritus und katholischer Dogmatik abweichenden Richtung, Pfarrer Piechocinski in Warschau, wurde durch feierlichen Beschluß aus der polnischen Nationalkirche ausgeschlossen.

Die reformierten Gemeinden in Rußland haben alle ihre Pfarrer verloren und versuchen umsonst, aus der Schweiz oder Deutschland Pfarrer zu erhalten. Ihre Schulen sind alle zu Grunde gegangen, einige wenige Gemeinden haben noch ihr Kirchengebäude. RfKZ 39

Rußland hat den Sonntag abgeschafft und die ununterbrochene Arbeitswoche eingeführt. Jeder Arbeiter und Angestellte bekommt nach je vier Arbeitstagen einen Ruhetag. FZ 751

Die Türkei hat den Koranunterricht in den Schulen auf eine Stunde in der Woche beschränkt, in den Mittelschulen abgeschafft.

In Amerika gibt es 600 für Neger bestimmte Blätter mit Auflagen, die zwischen 200000 und 7000 schwanken.

Ford hat in Amerika angekündigt, daß er in seinen europäischen Fabriken nur Arbeiter beschäftigen wird, die sich verpflichten, auf jeglichen Genuß alkoholischer Getränke zu verzichten.

In Peru ist durch Dekret der Regierung in den Erziehungsanstalten, öffentlichen wie privaten, die Verbreitung aller Lehren verboten, die sich in irgendwelcher Beziehung in Widerspruch zur römisch-katholischen Staatsreligon stellen. Privatschulen, die diese Bestimmung übertreten, werden geschlossen; ihre Lokale und Schulmaterialien können beschlagnahmt werden. Damit ist allen evangelischen Privatschulen der Todesstoß versetzt worden und jeglicher evangelischer Religionsunterricht verboten. SchwrfKZ 36

Der Rheinischen Mission ist ihr Gebiet um Madang auf Neuguinea von den amerikanischen und australischen Lutheranern, die es bisher verwalteten, zurückgegeben worden. Die Neuendettelsauer Mission tritt diesen letzteren als gleich verpflichteter Partner mit dem gemeinsamen Ziel der Schaffung einer einheitlichen papuanisch-lutherischen Volkskirche bei und übernimmt das Finschhafengebiet. RfKZ 39

Von Personen. Angenommen: Bonn von Professor D. Karl Barth in Münster. Berufen: Professor D. Heinrich Bornkamm in Gießen und Professor D. Ernst Barnikol in Kiel nach Halle als Nachfolger von Loofs-Dörries und Ficker. Ernannt: ao. Professor Berthold Altaner zum ord. der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Fakultät Breslau. Promoviert: Präses der Provinzialsynode Superintendent Koch und Konsistorialrat Lic. Hymmen in Münster zu DD. von Münster, Pfarrer Friedrich Ulrich in Graz und Kirchenrat Ziegenspeck in Saatz zu DD. von Breslau. E St

Verschiedenes

Von den britischen Ministern. Wie anders sieht eine britische Minister- und Parlamentarierliste aus als eine deutsche, wenn man die Männer auf ihr Verhältnis zur Kirche ansieht. Macdonald, Presbyterianer, ließ seine Kinder von dem bekannten Baptistenprediger D. John Clifford taufen, seinem persönlichen Freunde, und wir haben von ihm das tieffromme, auch ins Deutsche übersetzte Lebensbild seiner Frau, einer im Dienste des Reiches Gottes gereiften aktiven Christin. Snowden ist Wesleyscher Methodist mit starkem puritanischem Einschlag; Henderson ist methodistischer Laienprediger, Thomas war Gruppenleiter einer baptistischen Sonntagsschule; Miß Bondfield, eine der Stützen von Dr. Orchhard (einem berühmten Prediger in London mit starkem ritualistischen Einschlag) predigt selbst. Herr Clynes war einst kongregationalistischer Sonntagsschüler, der Erste Lord der Admiralität, Alexander, baptistischer Laienprediger, Graham, der Handelsminister, ist Kongregationalist, Adamson, Staatssekretär für Schottland, Baptist; Kapitän Benn und Lord Arnold sind Kongregationalisten, Herr Lees Smith ist Mitglied einer freien Gemeinde, Herr Lansburger ist aktives Mitglied der anglikanischen Kirche. So Le Christianisme du XXme Siècle vom 5. September. Von uns ergänzt.

Kleine Mitteilungen

Bericht über die Tagung des Bundes für Gegenwartchristentum in Eisenach folgt in nächster Nummer. Der Vortrag von Gogarten erscheint in „Zwischen den Zeiten", der von Bultmann wird vorläufig nicht gedruckt. Protokoll der Aussprache bringen die Mitteilungen „An die Freunde" (Mitgliedsbeitrag bei der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" jährlich 5 Mark). Die Anwesenheitsliste bei der Mitgliederversammlung der Freunde wies 57, die bei den Verhandlungen des Bundes für Gegenwartchristentum 192 Teilnehmer auf. In Basel waren wir 27 Deutsche, 21 Schweizer, 15 Elsaß-Lothringer.

Im „101. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1928" (Breslau, M. und H. Marcus Verlagsbuchhandlung 1929) ist unter dem Titel „Strafrechtspflege und vaterländische Kultur" der Artikel von Zastrow's in unserer Nr. 9 d. J. „Der Humanitätsgedanke in der Strafrechtspflege" in erweiterter Form zu lesen.

Auf die bis 10. November offene Ausstellung „Fremde Heiligtümer" in Marburg — vgl. Wöchentliche Chronik — sei auch hier einladend hingewiesen. Täglich 10—1, 2—5 Uhr. R

Versammlungskalender

23.—25. Oktober Lehrgang für Evangelische Jugendführung (BDJ) Halle
24.—26. Oktober Gesellschaft für Soziale Reform Mannheim
27.—29. Oktober Kirchlich-sozialer Bund Greifswald

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 38: Mutter (Siems). Anregungen zu einer freiprotestantischen Volksbibel (Hosenthien). R. M. Rilke IV (Müller). Altes und Neues (Kurt Leese). Von gestern und heute (Der Film „Arche Noah", Das Dreieinigkeitsdogma). Büchertisch.
Inhalt Nr. 39: Herr, Deine Güte! Ein Nachklang aus der Sommerfrische (Rust). R. M. Rilke V (Müller). Gegen Klerikalisierung und Kommunalisierung I und II. Zur Religionspädagogik (Schlemmer) Von gestern und heute. Büchertisch.

Mitteilung. Dem Magazin für Pädagogik vom 1. Sept. 1929 entnehmen wir: „Die Lebensgeschichte des Kriegs- und Fürsorgekindes Heini Jermann ist ein schauriges, in seiner Wahrhaftigkeit entsetzlich packendes Seelengemälde aus der Gegenwart. Wir begleiten ein Proletarierkind von der Wiege bis zu seinem frühen Grab. Über Einzelheiten mag man streiten — das Meiste ist mit furchtbarer Schärfe gesehen — das Ganze ist mit jener niederschmetternden Folgerichtigkeit komponiert, die stets ein Erleben voraussetzt. Wenn mein Gefühl richtig ist, so muß dieses Buch soziale Folgen haben." Das Lebensbuch „Heini Jermann" von Anni Geiger-Gog, soeben bei D. Gundert in Stuttgart erschienen (mit Bildern, in Leinen Rm. 5.20), steht heute schon im Brennpunkt des Interesses. Es wird bejaht, es wird verneint — jedenfalls aber können die nicht daran vorübergehen, die am Schicksal unserer Kinder wirken: Eltern, Lehrer, Erzieher.

Die **Pfarrstelle** zu Nobitz (Thür. Kirchenkreis Altenburg-Land) ist neu zu besetzen. Eisenbahn- und Postautoverbindung mit Altenburg (5 km). Daselbst Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, höhere Mädchenschule. Zum Pfarrersprengel (2600 E.) 8 nahe gelegene Dörfer. Darunter 2 mit Filialkirchen. In jeder derselben monatlich ein Gottesdienst. Schönes geräumiges Pfarrhaus (1890 erbaut) mit Gemüse- und Obstgarten. Wahlrecht der Gemeinde.

Bewerbungen an den Unterzeichneten nach Altenburg, Thür., Jahnstr. 6.

Dr. jur. **Walther Schulze,**
Mitglied des Thüringer Landeskirchentags.

Bund für Gegenwartchristentum
Ortsgruppe Leipzig.

Vorträge im Gemeindesaal der Reformierten Kirche, Tröndlinring 7, abends 8 Uhr.

25. Oktober. Pfarrer D. Mensing, Dresden: „Schleiermachers Stellung zur Ehe".

8.—10. November. Tagung der Sächsischen Evangelisch-Sozialen Vereinigung. Oberstudienrat Friedrich, GR. Prof. Dr. Goetz, Prof. Dr. Stepun.

Donnerstag, 14. November. Professor D. Rade, Marburg: „Glaube und Bekenntnis".

6. Dezember. Adventliches Zusammensein. Frl. Studienrat Vorwerk: „Aus nordischen Sagen und Geschichten".

Noch schöner!
Noch reichhaltiger!
Noch billiger!

Mit der Beilage „Westermanns-Monatsheft-Atlas" ohne Erhöhung des Bezugspreises!

Ein Probeheft kostenlos!

Wir ermöglichen es Ihnen, durch Lieferung eines Probeheftes die schönste Zeitschrift, die unser Volk besitzt, kennenzulernen, wenn Sie diese Anzeige an uns einsenden und 30 Pf. Porto beilegen.

„Westermanns Monatshefte" sind in ihrem Inhalt, ihrer Vielseitigkeit und Farbenfreudigkeit überhaupt nicht zu übertreffen.

„Westermanns Monatshefte", die Zeitschrift der Gebildeten, der geistig Regsamen, ist mit dem Heftpreis von M. 2,– die billigste ihrer Art.

Soeben beginnt der 74. Jahrgang. / Ab Septemberheft gehen Schünemanns Monatshefte in Westermanns Monatsheften auf.

Neu! Die Rätselecke / Der Regenbogen

Verlag von „Westermanns Monatsheften", Braunschweig

Die Christliche Welt 1921—1926
zu verkaufen, je 2 Mk., zusammen 10 Mk. zuzüglich Porto; einzelne Nummern fehlen.
A. Seebaß, Wismar, Meckbg. Postscheckkonto Hamburg 65135.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Ich suche zu kaufen:
Blätter für württemberg. Kirchengeschichte
Neue Folge. Jg. 1 u. 2. 1897—98.
Bernh. Liebisch,
Leipzig C. 1, Kurprinzstr. 6.

Anzeigen
in der ‚Christlichen Welt' finden weitgehende Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Liturgische Blätter
für Prediger und Helfer
herausgegeben von
Rudolf Otto, Gustav Mensching
René Wallau

Soeben erscheint das
Jugendheft
Reihe II, Heft 6, Preis Mark 3.50
zusammengestellt von
Wilhelm Knevels

Inhalt:
Adventsmette der evangelischen Jugend
Silvestermette
Neujahrs-Gottesdienst
Liturgische Abendfeier in der Passionszeit
Herbstfeier
Jugendgottesdienst am Erntedankfest
Die Lichtwerdung der Arbeit
Jugendgottesdienst
Jugendfeier zum Reformationsfest
Gottesdienst und herbstliche Jugendfeier im November
Ordnung eines evangelischen Jugendgottesdienstes
Jugendgottesdienst in einfachen Gemeindeverhältnissen
Gott geweihte Jugend
Gottesdienst zum Jugendwerbesonntag
Entwurf für den Hauptgottesdienst am Jugendsonntag
Wochenschluß-Gottesdienst
Morgenfeier nach der Sonnenwende
Morgenfeier
Vespergottesdienst zum Jugendtag
Hauptgottesdienst
Bundesgottesdienst in der Klosterruine Chorin
Auferstehung
Der Geist der Kraft
Abendfeier am Bußtage
Das Ende der Menschen

Die Entwürfe entstammen den verschiedenartigsten liturgischen und theologischen Richtungen und allen bedeutenderen Jugendvereinigungen.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 2. November